

„Land an der Memel“

Heimatrundbrief
für den Kreis
Tilsit-Ragnit

Herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e.V.
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

17. Jahrgang

— Pfingsten 1983 —

Nr. 32



Das Gutshaus in Tussainen

Grußwort der Stadt Preetz

Liebe Ragniter Patenbürger!

Den Heimatbrief 1983 wollen wir zum Anlaß nehmen, Ihnen ein frohes Pfingstfest zu wünschen.

Wir würden uns freuen, wenn Sie einmal Gelegenheit finden würden, Ihrer Patenstadt Preetz einen Besuch abzustatten oder sogar Ihren nächsten Urlaub in unserer schönen Heimat zu verleben.

Preetz, im Mai 1983

Hans-Dietrich Girnus
Bürgervorsteher

Claus Feddersen
Bürgermeister

„Das Paapchen“

In dieser Kurzlaudatio soll nunmehr wiederum eine verdienstvolle Persönlichkeit unseres Heimatkreises den Lesern vorgestellt werden, die nach manchen harten Schicksalsschlägen und Irrfahrten nach der Vertreibung seit 1951 Berlin zum Mittelpunkt ihrer Lebensbeziehungen gemacht hat.

Frau Erna Paap geb. Stepponat aus Ragnit — der unvergessenen Stadt an der Memel — ist am 5. Oktober 1919 dort geboren, kehrte nach dem Besuch einer Hauswirtschaftsschule in Rauschen 1938 in

ihre Heimatstadt zurück, wurde nach Kriegsausbruch dienstverpflichtet und war infolge der Nachkriegswirren bis 1948 in Dänemark interniert. Als Kriegerwitwe auf eigenen Lebensunterhalt angewiesen — ihr Mann war noch 1944 als Soldat gefallen — arbeitete Frau Paap bis zu ihrer Zuruhesetzung in verschiedenen Berliner kaufmännischen Betrieben.

In der landmannschaftlichen Arbeit engagierte sich „Paapchen“ — wie sie von ihren Landsleuten mit Respekt liebevoll genannt wird — schon seit dem Jahre 1953 in recht vorbildlicher und aktiver Weise. 1960 übernahm sie die Kassengeschäfte des



Heimatkreises Tilsit-Ragnit innerhalb der Berliner Kreisgruppe, die sie bis heute in vorbildlicher Weise führt. Als im Jahre 1973 die damalige Chorleiterin des gegründeten Frauensingkreises der drei Tilsiter Heimatkreise verstarb, stellte sich auch hier Frau Paap spontan als Nachfolgerin zur Verfügung und leitet diesen Singkreis bis heute in verantwortungsvoller Weise. Ihr ruhiges und sympathisches Wesen, gepaart mit einer tüchtigen Portion Mutterwitz, zeichnen sie als liebenswerten Menschen aus.

Aus dem Jahresbericht der Berliner Kreisgruppen für 1982 darf folgende Passage wörtlich zitiert werden:

„Unseren Dank konnten wir den Damen unserer Singgruppe am 4. April abstaten, die an diesem Tage auf ein 20jähriges Bestehen zurückblicken konnte. In der Laudatio wurde auf den nicht immer leichten Weg unserer lieben Frauen in diesen 20 Jahren hingewiesen und darauf, daß der Chor sehr oft nicht nur unsere Heimattreffen, sondern auch die anderer Heimatkreise durch ihre Gesangsvorträge festlich gestaltet hat. Das Seniorenorchester unseres Patenbezirks Steglitz umrahmte die Feierstunde mit musikalischen Vorträgen. Selbstverständlich trat auch die Singgemeinschaft mit Heimatliedern auf und erntete reichen Beifall.“

An diesen Erfolgen des Berliner Frauensingkreises hat Frau Paap als Chorleiterin selbst lebhaften Anteil.

Namens der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit und der drei Berliner Kreisbetreuer gratulieren wir unserem „Paapchen“ in herzlicher Weise zu ihren bisherigen Erfolgen und danken ihr an dieser Stelle für ihre stetige und unermüdliche Einsatzbereitschaft. Auf ihrem weiteren Lebensweg können wir ihr nur viel Gesundheit wünschen, damit sie unserer landsmannschaftlichen Arbeit noch lange erhalten bleibt.

Emil Drockner
Kreisbetreuer der
Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit
in Berlin

Der Kreis Plön heute* Von 1945 zur Gegenwart

Bombengeschädigte und Flüchtlinge. Das Kriegsende 1945 brachte dem Kreis Plön die schwerste Zeit seiner jüngeren Geschichte. Neben der schwierigen Versorgung der Bevölkerung

* Mit freundlicher (auszugsweisen) Abdruckgenehmigung sowohl des Autors, als auch des im Karl-Wachholz-Verlag, Neumünster, erschienenen Werkes: „Das Kreis-Plön-Buch.“



Der Kreisgarten in Ragnit

wurde die Wohnungsnot immer drückender. Hatte der Kreis 1939 noch 67 434 Einwohner, so ergab die Volkszählung im Oktober 1946 mit 123 818 fast eine Verdoppelung. In vielen Gemeinden übertraf die Zahl der Neubürger die der Einheimischen. Durch Evakuierte und Ausgebombte der benachbarten Großstadt Kiel hatte die Einwohnerzahl schon ab 1942/43 stark zugenommen. Tausende von Kielern mußten nach jedem großen Luftangriff im Kreisgebiet untergebracht werden. Von den Angriffen wurden auch die Umlandgemeinden Kiels stark in Mitleidenschaft gezogen, z.T. waren sie selbst das Ziel schwerer Bombenangriffe. In Heikendorf blieben von 648 Wohnhäusern nur 25 unbeschädigt. Klausdorf büßte die Hälfte seines Wohnungsbestandes ein, und Mönkeberg, unmittelbar im Bereich der kriegswichtigen Werften und Marineanlagen und Standort einer riesigen Tankanlage für Kriegsschiffe („Oiberg“), wurde zu 98 % vernichtet. Es war die meistzerstörte Landgemeinde Schleswig-Holsteins.

Seit Beginn des Jahres 1945 setzte der gewaltige Zustrom ostdeutscher Flüchtlinge ein: per Bahn, im Treck mit Pferdeplanwagen, mit Handwagen — vor allem Frauen, Kinder, alte Leute, hier wie überall in Deutschland die gleichen erschütternden Bilder. Der Zuzug hielt auch über das Kriegsende hinaus an. Jetzt waren es vorwiegend Vertriebene, die nach den Beschlüssen der Siegermächte aus den von Polen und Sowjets besetzten Gebieten Hinterpommern, Ostpreußen, Danzig-Westpreußen, aber auch aus Schlesien und dem Sudetenland ausgewiesen wurden. Der nicht endende Zustrom an Bombengeschädigten, Flüchtlingen und Vertriebenen stellte die Behörden vor nahezu unlösbare Aufgaben. Ein Schreiben des Plöner Landrats an alle Bürgermeister, daß dem Kreis weitere 29 000 Flüchtlinge zugeführt werden, spricht für sich: „... mache ich darauf aufmerksam, daß Verweisungen darauf, es sei schon eine große Zahl von Flüchtlingen vorhanden, zwecklos sind. Mir sind die Verhältnisse im Kreis durchaus bekannt . . . Etwa noch vorhandene ‚gute Stuben‘, Eßzimmer, Plättstuben, übergroße Speise- und Vorratskammern, ungenützte Werkräume, Tagesaufenthaltsräume, als Möbellager dienende Räume, Unterkünfte früherer Kriegsgefangener und andere mehr sind unzeitgemäß und nicht mehr tragbar. Sie sind zu beschlagnahmen und für die jetzt neu ankommenden Flüchtlinge vorzubereiten . . . Es ist daher erstes Gebot, mit aller Initiative, mit praktischem Blick und wirtschaftlicher Erfahrung sowie mit einem warmen Herzen für diese unverschuldet in Not geratenen Menschen zu sorgen.“ 1950 gab es im Kreis noch 77 Vertriebenenlager, in denen über 9 000 Personen untergebracht waren. Auch die Herrenhäuser waren bis unters Dach belegt. In

Bothkamp wohnten zeitweise 350 Flüchtlinge, in Panker mit seinen Nebengebäuden sogar 421.

Kriegsende. In den letzten Kriegstagen fand die militärische und politische Führung des zerbrechenden Dritten Reiches für wenige Tage in Plön Zuflucht. Am 22. April 1945, kurz bevor sich der Ring der Sowjetarmee um die Reichshauptstadt Berlin schloß, hatte der Stab des Oberkommandos der Kriegsmarine unter Großadmiral Dönitz in einem Barackenlager am Suhrer See, heute Gelände der 5-Seen-Kaserne, Quartier genommen. Das Plöner Schloß war für Teile des Oberkommandos der Wehrmacht beschlagnahmt. Der noch einigermaßen reibungslos arbeitende Nachrichtenapparat der deutschen Seekriegsleitung ermöglichte es Dönitz, von hier aus weiter allen verfügbaren Schiffsraum zur Rettung Hunderttausender deutscher Soldaten und Flüchtlinge vor dem Zugriff der Roten Armee einzusetzen. Hier erreichte den Großadmiral am 1. Mai die Nachricht vom Tode Hitlers; nach dessen Bestimmung wurde Dönitz nun deutsches Staatsoberhaupt. Am Abend des 2. Mai setzte sich die neue Reichsführung vor den heranrückenden Engländern nach Flensburg-Mürwik ab. Plöns kurze Rolle als militärischer und politischer Mittelpunkt des untergehenden Deutschen Reiches war zu Ende.

In den letzten Kriegswochen nahmen feindliche Tieffliegerangriffe auf die Hauptverkehrsstraßen immer mehr zu. Starke deutsche Truppenbewegungen und der anhaltende Flüchtlingsstrom waren die Ziele. Am 2. Mai wurde auch die Stadt Plön Opfer eines solchen Angriffs; gegen 7 Uhr morgens schossen Tiefflieger in der Langen Straße Tank- und Munitionswagen einer Militärkolonne in Brand, sieben Häuser wurden dadurch vernichtet. Einen Tag später wurde Plön zum ersten Mal im Wehrmachtsbericht erwähnt: „Vorgeworfene feindliche Abteilungen erreichten Bad Segeberg und den Raum nordwestlich Plön.“ Am Nachmittag des 4. Mai drangen englische Panzerspähwagen aus Richtung Eutin auf der Reichsstraße 76 in den Kreis Plön ein. Zu Kampfhandlungen ist es nirgends gekommen. Nach der Besetzung kam es aber vielerorts zu Plünderungen und Übergriffen durch ehemalige Kriegsgefangene. Auf dem zum Gut Kühren gehörenden Wilhelminenhof wurde der Besitzer von plündernden Russen erschossen, als er mit Freunden der bedrohten Verwaltungsfamilie zu Hilfe kommen wollte.

Für die aus dem Osten zurückflutenden deutschen Truppen hatten die Engländer in Ostholstein eine riesige Kriegsgefangenen-Sperrzone errichtet, die auch den nördlichen Teil des Kreises Plön umfaßte. Die südliche Grenze dieser sog. Sperrzone „F“ verlief etwa auf der Linie Laboe, Prasdorf, Salzau, Wittenberger Passau, Mucheln, Rantzau und erreichte den ehemaligen Nachbarkreis Eutin bei Grebin. Bis auf wenige durch Schlagbäume

gesicherte Durchfahrten waren die Straßen und Wege ins Sperrgebiet unpassierbar gemacht worden. Im „Kral“, wie die Soldaten das Gebiet nannten, lebten weit über 700000 Kriegsgefangene bis zur Entlassung notdürftig in Scheunen, Ställen, selbstgebaute Unterküften und in großen, meist in Wäldern gelegenen Zeltlagern. Die Versorgung der Bevölkerung war in diesem Bereich besonders schwierig, weil die betroffenen Gemeinden auch schon viele Flüchtlinge aufgenommen hatten. Überall gehörten Tauschgeschäfte, Ähren- und Bucheckernsammeln, Kartoffelstoppeln und Kaninchenzucht bis zur Währungsreform im Juni 1948 zu den wenigen Möglichkeiten, den kargen Speisezetteln etwas aufzubessern. Im Herbst 1946, als die Lebensmittelversorgung besonders kritisch wurde, brachte die mit amerikanischer Hilfe einsetzende Schulspeisung den Kindern eine gewisse Linderung, denn der halbe Liter wohlschmeckende Schokoladen- oder Gemüsesuppe hatte den so wichtigen Nährwert von 300 bis 350 Kalorien. — Nach der Kapitulation wurden viele Bürgermeister, Behördenleiter, Lehrer usw. verhaftet. Bei der folgenden Entnazifizierung kam es zu zahlreichen Entlassungen.

Neubeginn. Bereits im September 1945 hatte die britische Besatzungsmacht die Gründung politischer Parteien auf Kreisebene zugelassen. Am 15. September 1946 konnten Gemeindevertretungen gewählt werden, und am 13. Oktober 1946 brachten die ersten Kreistagswahlen nach dem Krieg der CDU 26, der SPD 18 Sitze und der KPD einen Sitz.

Die Eingliederung der Heimatvertriebenen war eine der wichtigsten Nachkriegsaufgaben. Mehr als 25 % kamen aus der Landwirtschaft. Intensiv wurde deshalb nach Möglichkeiten gesucht, den Landwirten unter ihnen wieder zu Grund und Boden zu verhelfen. Mit dem sog. 30000-ha-Abkommen wurden ab 1949 entsprechende Flächen von Großbetrieben für Siedlungszwecke abgegeben. Die Güter aus dem Kreis Plön waren daran mit 11800 ha beteiligt, das sind 38,4 % aller in Schleswig-Holstein aufgesiedelten Flächen. 949 Siedlerstellen mit überwiegend 15 bis 20 ha konnten so im Kreis Plön angelegt werden. Viele Ortsteile und ganze Ortschaften entstanden damals neu. Fresendorf, östlich des Selenter Sees, verdankt z.B. seine Entstehung der Aufsiedlung des Gutes Klamp und Teilen des Gutes Neuhaus. Das Dorf wurde 1950/51 angelegt, wo sich schon während der Ostkolonisation das später untergegangene „Vresendorf“ befand. Ließ im Mittelalter der Zuzug Deutscher aus dem Westen das Dorf entstehen, so siedelten dort nun Deutsche aus dem Osten und gaben ihrem neuen Dorf den alten Namen. — **1952 übernahm der Kreis die Patenschaft für den ehemaligen ostpreußischen Landkreis Tilsit-Ragnit, gleichzeitig begründeten mehrere Städte und Gemeinden Patenschaften für einzelne**

Gemeinden dieses ostpreußischen Kreises. Im Kreisheimatmuseum erinnern Ausstellungsstücke aus dem Kreis Tilsit-Ragnit an die verlorene Heimat.

Gefahr für den Kreis. Das Jahr 1970 hätte für den seit 1867 bestehenden Kreis Plön um Haaresbreite das Ende seines Bestehens gebracht. Im Rahmen einer Gebietsreform sollte er aufgelöst und den Nachbarkreisen zugeschlagen werden. Nur dem engagierten, ja leidenschaftlichen Einsatz vieler Bürger und Repräsentanten des Kreises ist es zu danken, daß er erhalten blieb. Zwar wurden im Westen mit Flintbek, Bissee, Brügge usw. etwa 10 % des Kreisgebietes abgetrennt, aber die über 100 Jahre bestehende Einheit des Kreises blieb erhalten, darüber hinaus die Rolle eines Zentrums, die mit dem Namen Plön seit Jahrhunderten verbunden ist.

Peter Wippich

Unsere heimatpolitische Aussage

Nach den Bundestagswahlen vom 6. März d.J. stellt unser Patenland Bayern für die Deutschlandpolitik der Bundesregierung den Grundsatz heraus:

„Das Deutsche Reich besteht in den Grenzen von 1937 fort, und der Wiedervereinigungsauftrag des Grundgesetzes soll verpflichtendes, politisches und moralisches Gebot bleiben.“

So ist es deutlich gesagt, die Bundesrepublik Deutschland hat noch keinen Friedensvertrag, und erst dieser kann völkerrechtlich und endgültig über ihre Grenzen entscheiden und diese festlegen.

Die Heimatvertriebenen sind keine Revanchisten und verzichten auf jede Gewalt, aber das Recht muß gleichermaßen gehandhabt werden und es muß auch für die Deutschen gelten.

In den Verhandlungen der Siegermächte in Potsdam wurden die deutschen Ostgebiete unter fremde Verwaltung gestellt und Endgültiges blieb einem Friedensvertrag vorbehalten.

So vertreten der Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Cjaja (MdB) überall, wo sie auftreten, ihre heimatvertriebenen Landsleute.

In seinem aufschlußreichen Vorwort, anläßlich des Erscheinens der von Willi Scharloff herausgegebenen Dokumentation „Königsberg, damals und heute“ erklärt der erste Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Staatssekretär Dr. Ottfried Henig (MdB), im einzelnen u.a.: Wir zitieren:

Königsberg in Preußen ist meine Vaterstadt. Ich bin dort geboren, und es ist ein Menschenrecht, dorthin zurückkehren zu können, wo man geboren ist. Dies geht heute noch nicht. Das nördliche Ostpreußen, das der Sowjetunion im Potsdamer Vertrag zur Verwaltung übergeben wurde, ist seitdem gesperrtes Gebiet.

Kein Nicht-Sowjetbürger darf hinein. Die arroganten Machthaber im Kreml haben es noch nicht einmal nötig, einen Grund für diese Maßnahme anzugeben. Einfühlsam-entschuldigend vermutet man im Westen militärische Gründe. Sind sie wirklich zwingend, eine halbe Provinz für Mann und Maus einfach zuzumachen? In jeden auch militärisch bedeutsamen Hafen des freien Westens zwischen Norfolk und Toulon darf schließlich jeder hinein. Und die SS 20 sind mobil und treffen uns auch noch von hinter dem Ural „punktgenau“. Warum also? Warum gewährten die Polen mehr als 300000 Deutschen jährlich die Einreise ins südliche Ostpreußen, während die Sowjets das gleiche Menschenrecht ohne Angabe von Gründen verweigern?

Weil die große und mächtige Sowjetunion sich ihrer Sache nicht sicher ist. Weil es selbst einem Kremelführer unheimlich ist, die Stadt Kants als ursowjetisches Gebiet auszugeben. Es ist ein Zeichen tiefer Unsicherheit, sogar denen die Einreise zu verweigern, die dort geboren worden sind. Hinter solcher Politik der Stärke verbirgt sich in Wahrheit Schwäche. Man mag nicht vorzeigen, was dort in 37 Jahren an sozialistischer Wirklichkeit entstanden ist. Sie ist nämlich nicht konkurrenzfähig. Sie würde beweisen, daß der Sozialismus gar nicht siegen kann, jedenfalls nicht ohne Gewalt. Der Bankrott des kommunistischen Systems in Polen und den deutschen Ostgebieten ist nach den Ereignissen in Danzig, Stettin und Breslau jedermann klargeworden. In Königsberg ist es nicht anders. Dort gibt es Wohnungsnot und Versorgungsprobleme. Der graue sozialistische Alltag ist nicht vorzeigbar. Man müßte sonst auch zugeben, daß man — anders als in Warschau — die Überreste des Königsberger Schlosses abgerissen hat, daß man die Luisenkirche Auf den Hufen zum Puppentheater, die katholische Kirche am Katharinenstift zum Konzerthaus umgebaut und andere Gotteshäuser zweckentfremdet und zum Teil ganz eingeebnet hat. Willi Scharloff berichtet, daß es in ganz Königsberg keine Kirche mehr gibt, in der heute Gottesdienste abgehalten werden könnten. Es ist ein gottloses Regime, das sich dort etabliert hat.

Wir wollen dennoch hin. Wir wollen mit eigenen Augen sehen, was aus der Heimat geworden ist. Hunderte, ja Tausende von Ostpreußen haben mich inzwischen angeschrieben, als sie hörten, es könne vielleicht eine Chance geben, wieder nach Königsberg reisen zu dürfen. Viele haben mich immer wieder aufgefordert, nicht nachzulassen mit den Bemühungen, zumindest Einreisemöglichkeiten durchzusetzen. Ich werde nicht nachlassen! In der KSZE-Schlußakte vom 1.8.1975, zu deren Unterzeichnern auch Herr Breschnew gehört, setzen sich die Teilnehmerstaaten zum Ziel, „freiere Bewegung und Kontakte auf individueller und kollektiver Grundlage zwischen Personen, Institutionen und Or-

ganisationen der Teilnehmerstaaten zu erleichtern und zur Lösung der humanitären Probleme beizutragen, die sich in diesem Zusammenhang ergeben". Hierauf können wir uns berufen.

Herr Schitikow, Präsident des Obersten Sowjets der UdSSR und Leiter der sowjetischen Delegation bei der III. Internationalen Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, die vom 3.—9. Mai 1978 in Wien stattfand, hat im Schlußdokument dieser KSZE-Konferenz zugestimmt, daß Regierungen und Parlamente aufgefordert werden, alle Maßnahmen zu ergreifen, um sicherzustellen, daß alle Staaten die Menschenrechte und Grundfreiheiten respektieren, und so eine der Grundlagen für eine tiefgehende Verbesserung ihrer gegenseitigen Beziehungen zu schaffen. Das Selbstbestimmungsrecht ist ausdrücklich im Katalog der Prinzipien erwähnt worden.

Herr Ruben, Präsident des Nationalitätensowjets der UdSSR, hat während der IV. KSZE-Konferenz der Parlamentarier aus 35 Ländern am 18.5.1980 in Brüssel der von mir so bezeichneten „Kaliningradsckaja formula“ zugestimmt. In ihr hat die Sowjetunion versprochen, Möglichkeiten zu suchen, um weitere Gebiete für Touristenreisen zugänglich zu machen. Gemeint war ganz klar das nördliche Ostpreußen.

Unser Bundespräsident, Professor Karl Carstens, hat Herrn Breschnew Ende 1981 auf die Frage der Einreise ins nördliche Ostpreußen angesprochen. Wir schulden ihm dafür Dank. Auch die verdutzte Antwort des Kremelherrn (zu Außenminister Gromyko gewandt: „Lassen wir denn das nicht zu?“) zeigt Unsicherheit.

Der Deutsche Bundestag hat die Bundesregierung am 13. Mai 1982 einstimmig aufgefordert, beharrlich auf die Grundlage der Erklärung der KSZE-Schlußakte und im Rahmen ihrer ständigen politischen Konsultation mit der Sowjetunion die Gespräche über die in Korb III der Schlußakte unter anderem vorgesehenen Erleichterungen für den Bereich des Reiseverkehrs fortzusetzen mit dem Ziel, diese auch für den nördlichen Teil Ostpreußens zu erreichen.

Diese Forderung des deutschen Parlaments bleibt auch in Zukunft verpflichtend für uns alle, damit wir eines Tages zum Erfolg kommen.

Liebe Landsleute,

zu unserem eigenen organisatorischen, heimatpolitischen Anliegen bekennen wir uns auch weiterhin nachdrücklich dafür, unsere schwerpunktmäßigen Arbeiten weiterhin fortzusetzen, sei es, die Karteiarbeit kontinuierlich auf den neuesten Stand zu bringen — für die weiterhin unser Landsmann Bruno Sawetzki

(Am Stadtwäldchen 4 in 2320 Plön) für die Stadt Ragnit zuständig ist, oder für den übrigen Kreis Tilsit-Ragnit nach wie vor Frau Dorothee Schiedlowsky (Havelstraße 2 in 3070 Nienburg / W.), die die Karteiarbeiten sachgemäß erledigt. Von beiden Karteistellen erhalten Sie alle selbstverständlich bei Suchanfragen die erforderlichen Auskünfte — unter Beifügung entsprechenden Rückportos.

Im übrigen geht es uns — wie schon wiederholt in früheren Heimatrundbriefen ausgedrückt — zur Ausgestaltung unserer kreiseigenen Heimatstube im Kreismuseum in Plön — um die Zusage von Erinnerungsstücken aller Art aus unserem Heimatkreis Tilsit-Ragnit, damit wir in der Lage sind, unsere dort entstandene „Erinnerungsstätte“ weiter ausgestalten zu können. So benötigen wir u.a. alle Exponate, die uns an unseren engsten Heimatbereich erinnern. Alle noch verfügbaren Sachwerte, besonders aus Nachlässen verstorbener Angehöriger, senden Sie uns bitte zur weiteren Ausgestaltung **unbedingt** zu; sie werden dann in unserer ständigen Ausstellung im Kreismuseum einen gebührenden Platz einnehmen.

Letztlich bitten wir unsere Tilsit-Ragniter an den kommenden, geplanten heimatlichen Veranstaltungen — wie bisher auch — in aufgeschlossener Weise teilzunehmen, um damit erneut ihre getreue Haltung und ihre Verbundenheit zu ihrer engsten ostpreußischen Heimat aufs Neue zu bekräftigen (vgl. Sie bitte die einzelnen Veranstaltungstermine auf den letzten Seiten).

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen allen weiterhin Gesundheit, Glück und alles Gute zum bevorstehenden Pfingstfest.

In getreuer Verbundenheit:
Ihre Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit

Matthias Hofer
Kreisvertreter

Fritz Bender
Stellvertreter

Gert-Joachim Jürgens
Geschäftsführer

**Die Gnade zerbricht nicht
+ hindert auch nicht
die Natur noch ihre Werke,
sondern bessert u. fördert sie.**

L U T H E R

Landsleute!

Der Kreisausschuß der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit ruft alle Landsleute zur Spendensammlung auf.

Überweisen Sie den uns zugedachten Betrag auf unser Spendensonderkonto Nr. 31005 bei der Kreissparkasse Lüneburg (BLZ 24050110); auch Verrechnungsschecks der Banken und Sparkassen werden dankbar entgegengenommen.

Der Heimatrundbrief — wenn er weiter erscheinen soll — muß also überwiegend aus Spendenmitteln finanziert werden. Den bisherigen Spendern, die uns hilfreich unterstützt haben, gilt an dieser Stelle unser aufrichtigster Dank!

Die zweckentsprechende Verwendung der Spenden haben wir oft genug betont, um unsere Schwerpunktarbeiten, wie etwa Heimatstube, oder besser „Dokumentationszentrum Tilsit-Ragnit“ in Plön, Rundbriefaktion, heimatlichen Suchdienst u.a.m. weiter erfolgreich fortsetzen zu können.

Der Kreisausschuß

„Ich will meinen Geist in euch geben“,
spricht der Herr.

(Hesekiel 36, 27)

Kürzlich war ich mit einer Freizeit im Salzburger Land. Dort, in Werfenweng, begegneten mir viele Namen, wie sie mir aus unserer Gemeinde Hohensalzburg Kr. Tilsit-Ragnit unvergeßlich sind. Vor 250 Jahren mußten viele Salzburger ihre alpenländische Heimat verlassen. Nach einem schweren Leidensweg wurden sie durch den preußischen König im Regierungsbezirk Gumbinnen angesiedelt. Ursache der Heimatvertreibung: Die Salzburger hatten das Evangelium der Reformation angenommen; sie wollten nicht in einer verweltlichten Kirche leben; sie wollten dem Worte Gottes treu bleiben. Dafür opferten sie Hab und Gut und Heimat!

Die wir unsere Heimat verloren haben und sie immer noch lieben, wissen, wie schwer das ist. Was gab den Salzburger Emigranten Kraft, ihren schweren Weg zu gehen? Das war jene überweltliche Kraft, die einst am Pfingsttag die christliche Kirche ins Leben rief: Der Geist Gottes, der Heilige Geist! Er hat durch die Jahrhunderte hindurch die Gemeinde Christi wachsen lassen unter den Völkern, und er wird sie bewahren bis zum Ende unserer Geschichte.

Der Geist Gottes will nicht zerredet, sondern angenommen werden. Wie das geschieht, hören wir aus der Apostelgesch. Kap. 2: Eine seltsame Menschenschar war damals in Jerusalem zusammen, Einheimische und Ausländer. Sie redeten nicht über allgemeine Dinge wie Weltpolitik oder das Wetter; sie sprachen von Jesus Christus und von dem, was Gott durch ihn an uns getan hat, — und sie beteten! Dabei geschieht plötzlich etwas Unbegreifliches. Eine geheimnisvolle Kraft kommt über die Menschen; sie werden von einer großen Freude erfüllt. Ihr Leben und die ganze Welt erscheinen ihnen in einem neuen Licht. Sie verstehen einander, auch wenn sie andere Sprachen sprechen. Auch die sozialen Unterschiede spielen keine Rolle. Alles Trennende wie Vorurteile und Voreingenommenheit sind verschwunden. Im Geiste Gottes werden die vielen eine Gemeinschaft, in der jeder für den anderen einsteht.

Der Geist Gottes schafft die große Veränderung in den Herzen der Menschen und in ihren Beziehungen untereinander.

Im Licht des göttlichen Geistes ist es immer wieder in den Herzen Unzähliger hell geworden. Leid und Dunkelheit bleiben zwar weiter Teil unserer Menschheitsgeschichte. Aber der Geist Gottes öffnet uns den Blick für unsere wahre Situation: Wir sind alle unterwegs, wir leben auf Erden wie in einem Zelt, das bald abgebrochen wird. Wir gehen zur Vollendung in die ewige Gemeinschaft Gottes.

Der Geist Gottes vergegenwärtigt uns Jesus heute. Er begegnet uns im Wort der Heiligen Schrift: „Ich will meinen Geist in euch geben!“ Unsere Väter und Mütter, gerade auch in unserem heimatlichen Kreis, sind treu gewesen im Hören auf das Wort Gottes. Sie haben uns das kostbare Erbe des Glaubens übergeben. Haben wir dieses Erbe mit unserem Leben verwirklicht? Dieses Pfingstfest stellt uns vor diese Frage mit dem Auftrag, unser geliebtes Erbe weiterzugeben.

In diesem Sinne wünscht Ihnen ein gesegnetes Pfingstfest in heimatlicher Verbundenheit

Helmut Barutzky, letzter Pfarrer der
Kirchengemeinde Hohensalzburg — (Lengwethen)

Herr, ich lebe nur von deiner Güte.
Wenn ich *Rückschau* halte auf die Wochen, Monate
und Jahre, die du mich hast erleben lassen,
so kann ich dich nur loben und preisen.
So viele Freudentage hast du mir geschenkt,
in so vielen Gefahren hast du mich beschützt,
durch so viele Not mich hindurchgeleitet,
so viele Gebete hast du erhört.
Du hast mir mehr Gutes getan, als ich erbeten habe.
Was ich falsch gemacht habe, du hast es wieder
zurechtgerückt.
Täglich hast du mir vergeben, was ich Unrechtes
getan habe.
Du hast mir manches genommen, was mir lieb war,
aber du bist mir immer nahe gewesen
und hast mich reich entschädigt.
Wenn du mir schon auf Erden so viel Gutes tust,
wie wunderbar muß es erst dann im Himmel sein.
Ich danke dir, daß du mir die feste Hoffnung ins
Herz gegeben hast, daß ich dich einst schauen werde
in deiner Herrlichkeit.
Ich preise deine Allmacht und Vatergüte.

Johannes Dienemann

Liebe Landsleute aus der Stadt Ragnit

Der Kreisausschuß unserer Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit hat in seinen beiden letzten Sitzungen einmütig beschlossen, die Serie unserer heimatlichen Publikationen weiter in der Weise fortzusetzen, daß wir in durchaus absehbarer Zeit einen geschlossenen Bildband über die Stadt Ragnit mit dem Titel: „Ragnit, die unvergessene Stadt an der Memel“

mit Aufnahmen und kurzen, textlichen Inhalten herausgeben wollen; eine Auswahl an geeignetem Bildmaterial liegt uns zwar schon vor, aber diese genügt nicht. Wir benötigen daher zur entsprechenden Auswertung noch weiteres Fotomaterial, um den Bildband so gestalten zu können, wie es sich unsere Ragniter Leser — und natürlich auch wir selbst — vorstellen. Um diese Bilddokumentation veröffentlichen zu können, bedarf es Ihrer aller Mitarbeit. Mit der Vorbereitung dieses Bildbandes ist unser Kreisausschußmitglied Bruno Sawetzki, Am Stadtwäldchen 4 in 2320 Plön, der — wie Sie wissen — zugleich als stellvertretender Beauftragter für die Stadt Ragnit fungiert — berufen worden. Eingesandte Aufnahmen, die von den Einsendern zurückerbeten werden, werden auf Wunsch nach Anfertigung von Reproduktionen selbstverständlich an die Eigentümer zurückgesandt.

Unterstützen Sie bitte diese Fotosammlung in aktiver Weise!

In heimatlicher Verbundenheit,

bald von Ihnen zu hören,

bin ich

Ihr

Bruno Sawetzki



Schiffahrt auf dem Memelstrom

Tilsiter Allgemeine Zeitung *



Aus Zweck und Freiheit

(Ober-Eiffeln an der Memel)

Am grünen,
in regelloser Leppigkeit bewachsenen Abhang,
zu Füßen ehrwürdig aufgeschobener,
lichtumflogener Paragiganten
vertreibe ich mit Sinnen mir die Zeit,
derweil die Erde nach Naturgesetzen ihre Bahn be-
scheibt
und mir die Sonne mit ihrem Flammenbüschel
mein vom Winter ausgebleichtes Antlitz bräunt.

Vor mir dehnt sich
des mächt'gen Stromes maßigbreite Wasseroberfläche,
auf der ein spiegelblankes,
farbentrunkenes Leuchtend wogt.
Ruhig fließt der Strom
in seinem Riesennetze,
das rings umschlossen ist
vom saftigen Grün verträumter Ufer.

Windstille ist's und schwül. Ein glutdurchtränkter
Sommertag.

Stromabwärts zieh'n an mir vorüber
vier hochbesadene Rähne,
die kurzgeschnitt'ne Rundholz
nach dem fernem Industriehof schleppen.
Gemessen und zweckbewußt
gleiten die Schlepper aarweiß auf der Wasserbahn.
Stolz wie Schwäne.

Von sandigen Uferändern
hört
ein lautes Durcheinanderschreien
froher Menschen,
die im Strome Rührung suchen.

Schwüle liegt wie ein heißer Kuß
auf jedem Halme,
auf jedem Strauch.

Die krummen roten, alten Linden
träumen schwelgend vor sich hin.
Die lichten Birken
baden sich im Sonnenschein.
Der Ahorn und die Buchen
schwelgen in Verfunkenheit.
Die schwarzen Tannen
sehen mit dem Sonnenstrahl.

Nirgend regt sich
ein Säger der hier so reichen Vogeilwelt.
Nur Schwalben flattern hastend übers Wasser.

Weit und breit schweigt die Natur.

Doch von dem nahen Kuderboote,
das fünf fröhliche Gefellen birgt,
kragt und leucht ein melancholisches Lied
aus der Harmonika
durch Menschenlärm
ins glutenstchwang're Äthermeer.

O köstlich Bild!

Aus Zweck und Freiheit bist du spielerisch gestaltet.

Wie durstig
senke ich die buntgefügte Schönheit
in die neu belebten Wurzeln meiner Seele ein!

Du drängst mir neues Licht
in meine matten Dunkelheiten.

Mag die moderne Welt
sich mit Erkenntnis und Systemen preizen!
Mag sie sich im Besitz der letzten Weisheit wägen!
Mag sie sich auch im Größenwahn wie toll gebärden!

Mag man der Zwe verhöhnen und die Freiheit
schelten!

In wirren Dunkelheiten
lag schon vor nebelhaften Zeiten
der Schöpfung unermessbar weiter Kreis.

Aus Zweck und Freiheit
ward des Schöpfers Spiel.

Nur Zweck und Freiheit
kann die Gegenwart befehlen.

Aus Zweck und Freiheit
wird der Zukunft Wöhrin,
das Gebild der Ätze ausgeglimmter Gegenwart,
wieder in das Weltall steigen.

Aus Zwe und Freiheit!

Otto Felig Krüger.

* Sondernummer der TAZ v. 22.—24.8.1930 aus Anlaß des Tilsiter Heimatfestes

Zu Hause

Heimat,
und bist du fern,
und zog ich gern
in Gottes Weit hinaus,
wo Schönheit winkt
und Sehnsucht trinkt,
als kehrt ich nie nach Haus,
und trugst du arm
mit stillem Harm
dein Aschenbrödelkleid,

und bist du klein,
verzagt, all in,
umringt vom Länderstreit
mir bist du groß!
Ich kann nicht los
von deinem Liebesband!
Mir bist du reich
und schön zugleich,
du allerschönstes Land,
Heimat.

Alfred Katschinski

Erinnerungen an Walter Wey

„Sieh mal, ein Zwerg!“ — So hörte man es oft auf der Straße, wenn sie ihn sahen. Kinder zupften ihre Muttis am Rock, deuteten mit dem Finger auf die kleine Gestalt, die sich noch verschämt umsah, — und dann, so schnell ihn seine kleinen Füße trugen, davoneilte.

Dieser mit „Zwerg“ betitelte Mensch, war Walter Wey und keiner ahnte damals, daß dieser „kleine Mann“ unter dem Künstlernamen „**Wailula**“, später mal ein beliebter und weltbekannter Artist des Cirkus Krone werden sollte. Einer, der die Welt zum Lachen brachte, einer der in der Manege, im Film und später auch im Fernsehen eine vielbeachtete Person werden sollte.

Am 4. Mai 1908 erblickte er in Tilsit das Licht der Welt, das anfangs nicht sehr leuchtend für ihn gewesen ist. Nach einem Sturz als Kleinkind vom Tisch, setzte sein körperliches Wachstum aus, die Glieder und der Körper behielten die normale Form, wuchsen aber nicht mit. Nur der Kopf machte eine Ausnahme, der entwickelte sich zur normalen Größe. Er trug sein damals schweres Los erst bedrückt, dann gefaßt, schließlich als „Markenzeichen“.

Nach dem Schulabgang lernte er Korbmacher, wurde dann von einem Kellner des „Cirkus Gleich“ überredet, mit ihm zu gehen. Gegen den Willen des Vaters zog er mit 18 Jahren in die Welt der Artisten ein. Kurz war sein Einsatz bei diesem Unternehmen, er machte pleite und „Wallula“, der inzwischen viel von dem Beruf des Clowns gelernt hatte, wechselte zum Cirkus Fischer. Aber dieser Cirkus bekam wirtschaftliche Schwierigkeiten und Cirkus Krone übernahm Tiere und Artisten.

Hier nun begann der Aufstieg des kleinen Walter Wey. Hier wurden seine Auftritte als artistischer Clown, und später als „Chef-Clown“, bekannt und beliebt. Hier reifte er zu einem Artisten internationaler Klasse, hier fand er die Aufgabe, die ihn reifen ließ, und „sein Zuhause“ im Kreise der großen Artistenfamilie.



„Wallula“ in der Umkleidekabine

Tausenden Menschen in der ganzen Welt brachte er Freude und Entspannung. Bei den vielen Gastspielen des Cirkusses über Deutschlands Grenzen hinaus, lernte er die Welt kennen, und konnte mit seinem Schicksal, an dem er anfangs schwer zu tragen hatte, gut fertig werden.

Über 32 Jahre hat er dem Cirkus Krone und der Familie Sembach treu gedient, hat nach dem Zusammenbruch bei den Amerika-



„Wallula“ (li) mit seinem Kollegen Helmut

nen um die Wiederaufnahme des Unternehmens gerungen, — und hat dann nach dem Wiederbeginn mit altem Tatendrang seine Aufgaben erfüllt.

Sein 50. Geburtstag wurde in Berlin im Cirkus mit einer tollen Feier begangen, — und damit stattete der Cirkus-Besitzer seinen Dank an seinen wertvollen und treuen Mitarbeiter ab.

Als ihm die Arbeit in der Manege körperlich zu viel wurde, leistete er in der Personalabteilung des Unternehmens seine Arbeit und blieb nach wie vor der Liebling und Vertraute der ganzen großen Cirkus-Familie.

Im Jahre 1967 erkrankte Walter am Magen, lag in München im Krankenhaus, fuhr dann nach seiner Entlassung gleich dem Un-

Warnung und Bitte

Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in die DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimat-schriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.

ternehmen nach Hagen nach. Zu früh und zu schnell, wie sich später herausstellte. Er erholte sich nicht mehr und erlag am 24. September 1967 einem Herzinfarkt.

In Düsseldorf wurde Walter Wey, ein Kind der Stadt Tilsit, unter großer Anteilnahme zur letzten Ruhe gebracht. Groß war die Schar derer, die ihn zur letzten Ruhe begleiteten. Noch größer ist aber der Kreis, der ihn durch seine Arbeit kannte, der in ihm einen sympathischen Menschen, einen guten Artisten und einen tiefschürfigen Spaßmacher sahen.

Er hat ein Leben gelebt, das ihm später seine volle Erfüllung gab, — das für ihn dann doch noch lebenswert wurde.

Er war ein froher Mensch geworden, ein Kamerad unter Kollegen, ein gleichwertiger Mensch unter Menschen.

Wer ihn kannte, wird ihn nicht vergessen:

Unseren kleinen Walter Wey, — unseren „Wallula“!

Erwin Kieselbach



In der Untereisselner Heide

Zwischen Memelstrom und Ostfluß (Szesuppe)

Sommersonnenwende am Johannisabend unter dem Teerpudel

Der Johannisstag, der am 24. Juni kirchlich als Tag Johannes des Täufers gefeiert bzw. begangen wurde, war an die Stelle der altgermanischen Sommersonnenwende getreten und wurde früher mit vielen Volksbräuchen begangen, von denen nur noch wenige in wenigen Landschaften erhalten geblieben sind.

In dem bezeichneten Raum und darüber hinaus beiderseits des Memelstromes und des Ostflusses (Szesuppe) war es ständiger Brauch, am Vorabend des Johannistages, also am 23. Juni, einen sogenannten Teerpudel zu errichten und in Brand zu setzen. So ein Teerpudel war ein mit Holz und Teer gefüllter Behälter — Zinkeimer, Zinkessel oder ein gußeiserner Behälter — der, an einer 8 bis 10 m langen, aufgerichteten Stange gehängt, viele Stunden, oft die ganze Nacht über, brannte.

Woher die Bezeichnung stammte, ist nicht bekannt, aber nicht ausgeschlossen, daß sie eine Ableitung von der „Teerpudel“ des ostpreußischen Originals und Pfarrers Michael Pogorzelski ist, „Was ist menschliches Leben? Menschliches Leben ist wie Teerpudel auf Erden“. Diese Teerpudel waren Teerbehälter (Holzeimer), die von Fuhrleuten an den Wagen gehängt mitgeführt wurden, um die damals hölzernen Radnaben und Achsen der Wagen auch unterwegs bei Bedarf zu schmieren. Die Vermutung, daß die Bezeichnung „Teerpudel“ eine Ableitung von „Teerpudel“ sein könnte, wird daraus gefolgert, daß aus Erzählungen bekannt war, daß zur Zeit der hölzernen Achsen und Naben alte ausgediente Radnaben als Teerpudel benutzt worden sind, da diese durch jahrelange Teerschmierungen von Teer so durchsetzt waren, daß sie sehr lange und nachhaltig brannten. Die Benutzung der hölzernen, teergetränkten Radnaben als Teerpudel endete mit der Ausstattung der Wagen mit Metallachsen und Metallnaben und der Einführung metallener Behälter. Schon Tage vorher wurden von jungen Männern die Vorbereitungen getroffen. Eine hohe, schlanke Tanne mußte beschafft werden, ebenso ein stabiler Behälter, in dem der Brandsatz — dicke Holzscheite in Teer — angerichtet werden mußte. Die Teerpudel stellte man auf die höchsten Erhebungen der Dörfer — Dorfanger — oder an den Steilufern der Memel und der Szesuppe auf. In größeren Dörfern, wie z.B. Dreifurt (Galbrasten), 6 km Länge, wurden auch mehrere Teerpudel aufgestellt.

Jede Aufstellgruppe war bemüht, ihren Teerpudel so aufzustellen, daß er möglichst weit sichtbar war. Ein einigermaßen ebenes Plätzchen mußte schon dabei sein, denn für die jüngeren Dorfbewohner und besonders für die Dorfjugend war es eine der

seltenen Gelegenheiten zum Tanzen, recht ausgelassen und lustig zu sein. Am Spätnachmittag des 23. Juni wurde die Stange mit dem daran befestigten Teerbehälter aufgerichtet und im Erdboden festgestampft. Mit Beginn der Abenddämmerung kletterte ein guter Kletterer die Stange hoch und zündete den Teerbehälter an. Inzwischen hatten sich auch die meisten Dorfbewohner an ihren jeweiligen Teerpudeln versammelt. Auch einzelne junge Leute oder kleine Gruppen aus angrenzenden Dörfern gesellten sich hinzu, um mit den Nachbarn gemeinsam zu feiern. Von den wenigen höheren Stellen, die die sonst ebene Landschaft aufzuweisen hatte, waren mitunter die Teerpudel mehrerer Dörfer zu sehen, die als leuchtende Feuerzeichen die Landschaft erhellten. Mit Ziehharmonika (Duddel), Mundharmonika (Schnutzketehner) oder auch mit Verstärkung durch eine Teufelsgeige wurde zum Tanz aufgespielt. Zur Anregung der Stimmung war meist auch ein bescheidener Umtrunk mitgebracht worden, denn zu viel mehr war damals das Geld zu knapp.

Teufelsgeigen waren eine Erfindung aus dem 1. Weltkrieg, die von den heimgekehrten Soldaten im Eigenbau gefertigt wurden. Es war eine Art Kombination von Schlagzeug und Cello, ein recht lautes Rhythmusinstrument zur Begleitung.

In den ersten Jahren nach dem 1. Weltkrieg war wegen des fehlenden Schuhwerks der Johannistanz ein recht strapaziöses Vergnügen. Oft kollidierte hierbei ein derber Holzschuh mit einem Lederholz pantoffel (Schlorr) oder einem abgewetzten Damenschuh, dessen letzte Stunde dann geschlagen hatte. Nach solchen Zusammenstößen flog die derbe Fußbekleidung an die Seite und barfüßig oder auf Socken ging's dann weiter auf zur Polka.

In dieser Zeit war es auch üblich, daß auf den Teerpudel geschossen wurde. Aus dem 1. Weltkrieg waren zahlreiche Handfeuerwaffen mitgebracht worden. Neben diesen neueren Schießeisen kam alles, was nur irgendwie knallt, vom ältesten Vorderlader bis zur modern frisierten Büchse zum Zuge. Sozusagen aus allen Rohren wurde auf den Teerpudel gefeuert, daß die Funken nur so sprühten, wenn er überhaupt getroffen wurde. Denn es waren auch noch solche Donnerbüchsen dabei, deren Geschosse den Teerpudel gar nicht mehr erreichten.

Dieses Schießvergnügen wurde etwa Mitte der zwanziger Jahre durch Gesetze über Waffenbesitz und Waffengebrauch weitestgehend eingeschränkt. Nur noch hin und wieder donnerte die Ladung einer Jagdflinte gegen den Teerpudel.

In früheren Zelten, bis etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ist an den Teerpudeln bzw. Johannisfeuern mit andern Geräten Lärm gemacht worden. In der Bevölkerung litauischer Abstammung geisterte damals vereinzelt noch immer ein Hauch von Aberglauben, wohl noch aus heidnischer Zeit verblieben. Da-

nach sollten am Johannisabend die Hexen ganz besonders aktiv sein. Einzelne Landwirte haben an diesem Abend das Vieh von den Weiden in den Stall geholt, um es vor den bösen Hexen zu schützen. Mit Feuer und Lärm sollten die Hexen verscheucht werden. Die späteren Teerpudel und das Schießen waren nur mehr eine traditionelle Fortsetzung des alten Brauchs, denn bei der Generation des 20. Jahrhunderts und deren Eitern war der früher vereinzelt noch bestehende Aberglaube völlig abgebaut. Mit den Teerpudeln bei Spiel und Tanz feierten die Bewohner dieses Raumes die Sommersonnenwende um einen Tag verlegt und gleichzeitig den Vorabend des Johannisstages.

Zunehmende öffentliche Tanzveranstaltungen, die die Jugend der neueren Generation anzogen, verdrängten den mit großem Eifer gepflegten Brauch immer mehr. Nur wenige Teerpudel erleuchteten zuletzt, aber durch den Krieg bedingt, die Landschaft längs der Szeszuppe, der Memel und den angrenzenden Dörfern als letzte Zeichen eines über viele Generationen geübten Brauchs und Künders der alljährlichen Zeitenwende, bis auch diese durch das Schicksal unserer Heimat für unabsehbare Zeit erlöschen sollten.

Walter Broszeit

Sommerwind . . .

Sommerwind bewegt die Bäume.
Sommerwind weht durch die Träume,
der einst über Ährenfelder strich.

Schwalben schwirren auf und nieder.
Schwalben grüßen immer wieder
von dem fernen Vaterhause mich.

Stimmen hör ich, laut und leise,
Stimmen in vertrauter Weise,
wie sie fröhlich dort vereinten sich.

Sehnsucht dringt durch meine Tage.
Sehnsucht mit der stummen Frage:
Finde so ein Glück noch einmal ich? —

Hannelore Patzelt-Hennig

Die Hügel in Schillen

Rom, sagt man, ist auf sieben Hügeln erbaut — ein klassischer Beweis dafür, daß der Mensch schon immer gern auf, neben oder zwischen Hügeln wohnte. In Schillen war es nicht anders. Es mag mehrere Gründe für diese Siedlungsweise geben, und der eine Grund ist gewiß der, daß Hügel in Kriegszeiten einen

recht guten Schutz und gleichzeitig einen besseren Ausblick bieten. Aber auch die Fruchtbarkeit der Erde ist am Fuße eines Hügels größer, und dies war sicher ein wichtiger Grund.

Nun sprachen wir in Schillen niemals von „Hügeln“ — wir waren in der Geländebeschreibung etwas großzügiger und nannten alles „Berge“, was über den Dachfirst eines einstöckigen Hauses hinausragte . . . Kirchenberg, Mühlenberg.

Der Kirchenberg trug, wie der Name sagt, auf seinem Gipfel unsere Kirche. Der Weg hinauf führte, für den Fußgänger, auf sauber gepflastertem Bürgersteig am Pfarrgarten entlang, dessen dichte Büsche und Bäume sich teilweise über den hohen, festen Zaun aus glattgehobelten Eichenholzpfählen neigten. An der einen Stelle bildeten die pfarrherrlichen Fliederbüsche ein richtiges Dach über dem Bürgersteig, und man konnte dort bei einem plötzlichen Regenschauer Zuflucht suchen.

Diese Seite des Kirchenberges war für die Jugend von Schillen das, was die „Hohe“ für Tilsit bedeutete. Hier flanierte man auf und ab — nach Geschlechtern getrennt, wohlgemerkt! Ging ein junges Mädchen zusammen mit einem jungen Mann am helllichten Tag den Kirchenberg hinauf, so waren die beiden miteinander verlobt oder wollten es demnächst sein. Erst in den letzten Kriegsjahren rissen etwas lockere Sitten ein . . .! — Im Winter gab es kein idealeres Rodelgebiet als unsern Kirchenberg. An sich war das Rodeln hier „polizeilich verboten“ — aber ich kenne niemanden, der sich darum gekümmert hätte. Im übrigen rodelten wir neben der Strecke, auf der die Pferdeschlitten fuhren; denn der Kirchenberg hatte reichlich Platz für alle.

Die andere Seite des Kirchenberges war mit Wohn- und Geschäftshäusern bebaut. Es begann „unten“ mit dem Hausgrundstück meiner Eltern und endete „oben“ mit der Gastwirtschaft von Balzereits. Dazwischen lagen das Hotel Pfeiffenberger, die Kreissparkasse, der Uhrmacherladen von Wachsmuths, Haus und Geschäft von Emil Ammon und einige andere Häuser.

Selbstverständlich war der ganze Kirchenberg gepflastert und zwar mit vielen tausend Steinen. Dort, wo die Fuhrwerke fahren sollten, waren die Steine flach und rechteckig — zu beiden Seiten dieser Strecke hatten sie sehr unterschiedliche Formen und Größen — waren aber ausnahmslos rund gewölbt. Es war sehr vergnüglich zuzuschauen, wenn eine Dame in Stöckelschuhen von der einen Straßenseite auf die andere wollte. Soweit ich zurückdenken kann, ist dieses Plaster niemals verändert oder erneuert worden. Es war für die Ewigkeit angelegt.

Ging man oben an der Kirche immer weiter, in Richtung auf die Lengwether Chaussee, dann kam man an Peschels großem Garten und Peschels Hotel vorbei; es folgte ein graues Haus (das nach meiner Erinnerung ein Gendarmeriehaus war), Stecherts Geschäftshaus und die andern Häuser und Gärten, bis zum letz-

ten Haus auf der linken Straßenseite, wo die Gemeindeverwaltung untergebracht war. Hier mußte man links einbiegen und befand sich dann auf der Ihlaußer Kies-Chaussee. Diese schöne, stille Straße, mit den Birken zu beiden Seiten, hat die Schritte vieler Liebespaare getragen, auch deine und meine. Besonders beim hellen Schein des Maimondes gingen die verliebt Träumenden hierher, vielleicht bis zu der weißen Bank, wo die Straße eine Biegung machte. — Bei Tageslicht wanderten vielleicht nicht ganz so romantische Menschen dort, aber jedenfalls alles solche, die die Natur liebten und den Spaziergang über den Mühlenberg machen wollten. Dazu mußte man die Chaussee verlassen und noch einmal links einbiegen. Hier lag das Gehöft von Familie Heidler. Auf dem Berg gab es keine Mühle mehr — aber die Aussicht war prachtvoll. Da lag das weite Land, grün und golden, gelb und braun, unter dem hohen Himmel, und die Birkenstämme im Ihlaußer Moor schimmerten wie Silber. An klaren Tagen sah man bis nach Sommerau oder vielleicht noch weiter. Als Kind habe ich mich dort gern langsam im Kreis gedreht und sah dann überall am Horizont den geheimnisvoll blauen Schimmer der Wälder. Als „Spazierweg“ hatte der Mühlenberg aber auch seine Tücken und war für feines Schuhwerk nicht geeignet. Der Weg war lehmig / sandig, und die Räder der Ackerwagen hatten tiefe Rillen hineingegraben, die manchmal so hart getrocknet waren, daß man stolpern und stürzen konnte. Doch zum Drachensteigen gab es wohl keinen besseren Ort als den Mühlenberg, und in den höhlenartigen Vertiefungen an der Seite, wo der Sand abgefahren worden war, konnten die Kinder „Räuber und Prinzessin“ spielen. Ich glaube allerdings nicht, daß das ganz ungefährlich war. Am Ende war es auch polizeilich verboten?

War der Mühlenberg überquert, so befand man sich auf der Rag-niter Chaussee und stand vor dem dritten Hügel unseres Dorfes — dem Friedhof. An nichts erinnere ich mich so deutlich wie an den strengen, gleichsam kühlen Duft, den man schon von weitem spürte — den Duft der ungezählten Lebensbäume und Lebensbaumhecken. Hier fiel mir eine Strophe eines Liedes ein, das bei uns zu Hause viel gesungen wurde: „... unter deinen Lebensbäumen wird uns sein, als ob wir träumen . . .“ Vielleicht gab es noch einige Tannen dort — ich weiß es nicht mehr so genau. Der Friedhof hatte zwei Eingänge: einen offiziellen durch ein hölzernes Tor, und den andern, der mehr einem Wildwechsel glich und immer ein bißchen lehmig-glitschig war, und wo man sich unter tiefhängenden Zweigen hindurchdrängte. Bei unseren sonntäglichen Besuchen auf dem Friedhof haben wir wohl immer diesen inoffiziellen Eingang benutzt. Unsere Begräbnisstätte lag auf der Kuppe des Hügels, und dahinter befanden sich nur noch wenige Gräberreihen, weil der ziemlich jähe Abhang

nicht mehr weit war. Ich bin immer gern bis zu diesem Hügelrand gegangen, auf schmalen Pfad zwischen den abgrenzenden Hecken und schmiedeeisernen Gittern, wo zuletzt noch eine windgebeugte Kiefer stand. Den ganzen Abhang hinunter blühte hier im Juni eine Unzahl von Heckenrosen, und das dichte Gestrüpp hinderte Kletterkünstler am Abstieg. Hinter dem Kirchhofshügel war das Land ganz eben, mit etwas feuchten moorigen Wiesen. Man konnte die Eisenbahnschienen erkennen, die mitten durch das Ussainer Wäldchen hindurchführten.

Als ich 13 oder 14 Jahre alt war, bekam ich ein Fahrrad, und ich liebte es, ganz allein in der Gegend umherzufahren. Ein bevorzugtes Ziel war ein anderer Friedhofshügel, der wohl zum Kirchspiel Schillen, aber nicht mehr zum eigentlichen Dorf gehörte. Ich fuhr durchs Dorf, an der Post vorbei, in Richtung der Bahnschranken, überquerte die Schienen und bog dann links in die Chaussee ein, die nach Mühlenhöh führte. Ich kam nach Babilen. Kurz von Panthurs Gehöft zweigte nach links ein holperiger Feldweg ab, der zu einem kleinen Hügel hinaufführte. Auf seiner Höhe lag ein alter, malerischer Dorffriedhof. Ich liebte diesen Ort der vollkommenen Ruhe, wo ich auf einer Bank sitzen und dem Wind und den Vögeln lauschen konnte. Ich hatte die zum Teil schon verwitterten Grabsteine betrachtet und dabei eine Namensschwester von mir entdeckt, eine Magdalene, die unter grünüberwachsenem Hügel ruhte und vor etwa 50 Jahren gelebt hatte. Eine magische Kraft zog mich immer wieder zu diesem Grabhügel.

War der Tag besonders klar und schön, konnte man jenseits der Bahnschienen die Häuser von Norwillkischken erkennen. Links, nach Nordwesten zu, erhob sich die schiefergedeckte Spitze unseres Kirchturmes aus den alten Kastanienbäumen, und unser Dorf erschien aus dieser Entfernung klein und dicht gedrängt um den Kircheshügel. Auch die Ziegelfabrik von Krauses konnte ich von dieser Stelle aus sehen und ebenso, nach der anderen Seite zu, die Chaussee nach Breitenstein. Ganz rechts hinten, wo ein schmaler Waldstreifen blau dämmerte, lag das Dorf Anstippen.

Ich habe oft darüber nachgedacht, warum bei uns in Ostpreußen die Friedhöfe gern auf Hügeln angelegt wurden, und ich bin sicher, diese Sitte stammt noch aus der heidnischen Zeit, die ja bei uns nicht gar so weit zurücklag! Auf diesen Hügeln haben damals vielleicht die Sonnwendfeuer gebrannt, oder unsere prussischen Vorfahren feierten hier Opferfeste zu Ehren ihrer Götter Perkunos, Pikollos und Potrimpos. Wer weiß es? Eine Chronik berichtet nicht darüber, aber ein Hauch aus ferner, ferner Zeit lag über diesen Stätten. Magdalene Klöss geb. Sakuth

Die Heimat

Ich laß von meiner Heimat nicht,
Was man auch sagen wollt',
Sie hebt vor allen Landen sich
Heraus wie echtes Gold.
Laß blüh'n das Glück auch anderwärts
In reich'rer Farbenpracht,
Ich weiß, wie in der Heimat mir
Die Sonne nirgends lacht.

Ich laß von meiner Heimat nicht,
Sie birgt das Elternhaus,
Vor diesem stillen Heiligtum
Zieh' ich die Schuhe aus.
Da ist ein jeder Ort geweiht,
Nichts Heil'gres giebt's wie das,
Da wird auch ohne Priesterwort
Mein Aug' von selber naß.

Ich laß von meiner Heimat nicht,
Was kommen will und mag,
Und bräche jählings auch herein
Heut schon der jüngste Tag.
Ich weiß, es wird die ganze Welt
Zu Staub und Rauch verwehn,
Nur mein geliebtes Deutschland wird
Als Stern gen Himmel gehn.



Unser
Nachbarkreis
Elchniederung

Kaukehmen — Kuckerneese — Jesma

Eine authentische Aufzeichnung aus dem Jahre 1958 von Frau Elli Borrmann, früher Kuckerneese, redaktionell überarbeitet von Werner Weiß.

Die Familie Juschkewitz kam mit einem Flüchtlingstransport Ende 1944 über Sachsen nach Thüringen, wo sie vier Jahre bleiben konnte. Eines Tages bekam sie von der dortigen Besatzungsmacht den Befehl, in ihre Heimat nach Ruß ins Memelland

zurückzukehren, andernfalls sie keine Lebensmittelkarten erhalten sollte.

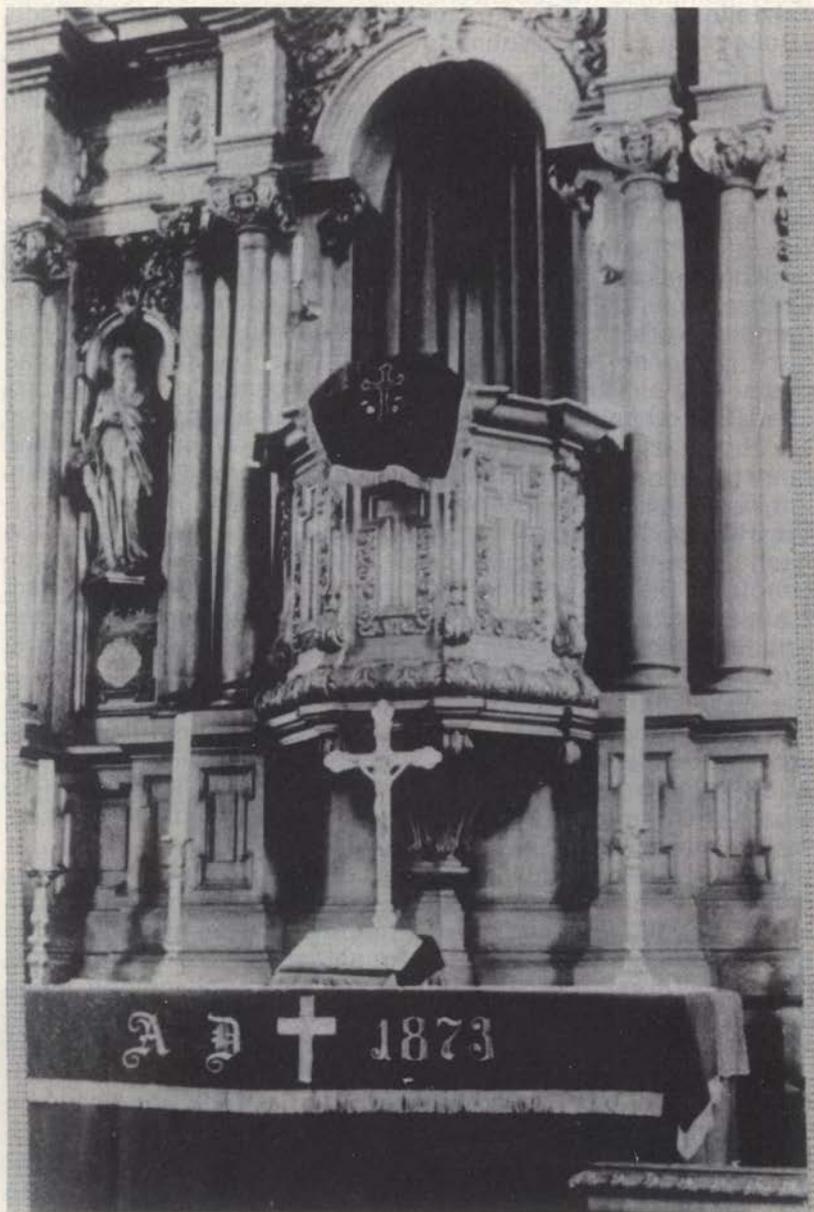
So bestieg man den Zug und reiste über Brandenburg an der Havel, Berlin, Brest, Kowno, Memel nach Heydekrug. Dann mit einem Pferdewagen nach Ruß.

Arbeits- und Lebensmöglichkeit fanden sie. Die Kinder wurden größer, und so bemühte sich Herr Juschkewitz nach Kuckerneese zu kommen, da dort bessere Lebens- und Ausbildungsmöglichkeiten für die älteren Kinder waren. 1953 zu Weihnachten konnten sie dann in Kuckerneese Wohnung beziehen, wo sie bis jetzt wohnen.

Den Aussiedlerantrag hat Herrn Juschkewitz's Mutter gestellt, und nach zwei Jahren ca. waren die Papiere durch. Es waren einige Fahrten nach Königsberg und sogar nach Moskau notwendig. Nach Bewilligung der Papiere blieben noch drei Monate Zeit bis zur Reise. Es wurden 200 kg Gepäck aufgegeben außer dem Handgepäck, ersteres wurde gar nicht, letzteres nur an den Grenzen kontrolliert. Im ganzen waren sie eine Woche unterwegs, über Insterburg, Wilna, Brest, Frankfurt/O. nach O.-Berlin. Das Rote Kreuz half ihnen in die S.-Bahn zum Bahnhof Zoo West-Berlin. Im Lager Friedland waren sie zwei Tage (Juli 1958). Kuckerneese heißt jetzt Jesna. Die Kirche dient schon jahrelang als Speicher, die Treppen sind mit Erde angefüllt, damit die Lkw's hinauf- und hinunterfahren können. Vor vier Jahren wurde die Kirchturmspitze abgerissen. Die Treppe war schon lange weg. Die Russen sind sehr abergläubisch und fürchten sich vor allen möglichen bösen Geistern. Längs des Blitzableiters ist aber doch ein beherzter Mann hinaufgeklettert, hat eine Schlinge um den Turm gelegt und mit Maschinenkraft hat man ihn dann umgerissen. Das Kupferblech wurde verkauft (es war wohl der Zweck der Sache), und dafür 4000,— Rubel bekommen. Im Pfarrhaus ist ein Krankenhaus eingerichtet.

Vor der Siedlung Winge sind die Arbeitsdienstbaracken abgebrochen, dafür hat man ca. 14 neue kleine Häuschen errichtet. Die Siedlung Winge ist in Ordnung und bewohnt.

Die Gasanstalt ist abgebrochen. In einem Wirtschaftsgebäude ist die Sauna eingerichtet. Das Hotel Deutsches Haus ist mit allen Anbauten verschwunden. Bei Motzkau steht nur ein Stall. Die Post ist Kolchosenkontor und in den Postgaragen stehen Kraftwagen. Die Gebäude werden in Ordnung gehalten. Im Kino hat man eine Getreidetrockenanlage mit Spezialmaschinen eingerichtet. Im Wiesenberg & Rieske'schen Speicher ein Eisengeschäft. In der Schmiede Rieske eine Mahlmühle. Auf dem Wittschen Grundstück in der Lappiener Straße ist die Kolchosenschmiede. Am Speicher der Kornhausgenossenschaft hat man eine lange Halle bis zur Schulstraße gebaut und mit russischem Schiefer gedeckt, in der Traktoren und Kraftwagen repariert wer-



Altarbild der Kirche in Kuckerneese (Kaukehmen)

den. Im Bahnhofsgebäude ist der Lagerraum für Maschinenersatzteile. Auf dem Dommasch'schen Grundstück in der Badestraße steht nur das Wohnhaus, es dient als Molkerei. Der ehemalige Gebetsaal der Christlichen Gemeinschaft steht nicht mehr, nur der dazugehörige Stall, der jetzt als Schlachtstall der Kolchose dient. Die jetzige Post ist in dem Gebäude Mittelstraße Ecke Schmiedegasse auf der Kitzmann'schen Seite. Die Brücke in der Tilsiter Straße war kaputt, man hat eine neue schmale aus Holz daneben errichtet.

Der Friedhof ist vollkommen verkrautet und verwüstet. Der Zaun ist weg, und das Vieh kann ungehindert dort fressen. Man hat Gräber geplündert, Zementplatten zerschlagen, weil man in den Familiengruften Schmuck u.a. Kostbarkeiten vermutete und auch gefunden haben soll. In den offenen Gruften sieht man menschliche Knochen liegen. Die Leichenhalle ist abgebrochen. Es stehen noch viele Bäume, aber nach und nach werden sie abgeholzt und als Brennholz verbraucht. Wenn aber jemand beim unberechtigten Abholzen bedrückt wird, muß er Strafe zahlen, die je nach Baumstärke bis zu 400,— Rubel kosten kann. Die Russen beerdigen ihre Toten etwa 500 m von der Straße nach Sköpen auf der linken Seite im Garten des ersten Bauerngehöftes. Diesen Friedhof hat man an drei Seiten mit einem Zaun umgeben, die 4. Seite ist offen. Das Tor wurde vom alten Friedhof genommen. Zum Pflegen der Gräber hat man wenig Zeit.

Die Bevölkerung lebt von der Kolchosenarbeit. Es muß nach Plan gesät und geerntet werden. Die Erträge sind gut. Am meisten wird Getreide angebaut, außerdem Kartoffeln und Rüben. Auch Mais wird auf großen Feldern angebaut. Mit Mähreschern wird das Getreide geerntet und gleich mit Lkw's in die Trockenhallen gebracht.

Sind alle Hallen voll, dann wird das Getreide auf den Marktplatz geschüttet, von unserer neuen Post bis zum Gericht runter. In einer einzigen Fläche liegt das Getreide ca. 25 cm hoch, und sind nur die Straßen zum Befahren freigelassen. Wenn es nun mal regnet, wird es zu großen Haufen zusammengeschippt. Wenn die Speicher nun allmählich leer werden, kommt das Getreide vom Marktplatz in die Trockenmaschinen und danach in die Speicher. Es liegt das Getreide nicht nur bei Rekordernten, sondern in jedem Jahr. Gemahlen wird das Getreide, wie schon erwähnt, auf dem Grundstück des Schmiedemeisters Rieske.

Die Kleinbahn war schon verschwunden, als Juschkewitz' nach Kuckerneese kamen. Die Wartehäuschen aus Wellblech sind alle weg. Aus dem ehemaligen Bahndamm hat man eine unbefestigte Straße gemacht. Von Tilsit über Heinrichswalde, Kreuzingen, Labiau usw. geht eine einspurige Eisenbahn. Omnibusver-

bindung ist von Tilsit über Heinrichswalde, Gr. Brittanien, Neukirch, Kuckerneese, Spucken, Herdenau nach Karkeln, und eine zweite auch von Tilsit über Heinrichswalde, Neukirch, Kuckerneese nach Lappienen. Beide Strecken werden zweimal am Tag befahren. Ein Lastkraftwagen fährt einmal am Tag die Post aus, bis nach Karkein und ebenso Lappienen.

Von einem Hochwasser, das vor ihrer Zeit gewesen sein soll, haben sie keine Verwüstungen bemerkt. Das Frühjahrshochwasser des Rußstromes blieb im üblichen Rahmen. Am 2. Mai d.J. kam ein starkes Hochwasser vom Haff her, weil in Tramischen und Karkeln Dämme gebrochen waren. Das Hochwasser stand in Ackelningken Thewellen ca. 2—3 m hoch, die Flut erstreckte sich bis Schudereiten, Allgamischken, Joneiten und Mosteiten. Lappienen und alle andern Orte standen tief im Wasser. Die Straßen waren überflutet, und die eingeschlossenen Dörfer wurden durch Schwimmwagen der Soldaten versorgt. Die vom Hochwasser bedrohten Menschen machten durch rote Fahnen auf sich aufmerksam und wurden von den Schwimmwagen mit ihren Habseligkeiten und Vieh in die höherliegenden Dörfer gebracht. Das Wasser stand etwa vier Wochen, ehe die Menschen wieder in die Häuser zurück konnten. Als wir abfuhren, war das Land schon trocken.

In Herdenau ist verhältnismäßig viel stehengeblieben, außer der stark beschädigten Kirche, die auch als Speicher dient. In Karkein stehen auf der andern Stromseite drei Gehöfte, und diese Seite ist auch stark gelichtet. Von Seckenburg ist mir nichts bekannt. Schloß Rautenburg steht noch. Die Häuser am Damm entlang nach Lappienen auch. In Lappienen steht eine Holzbrücke, viele Gehöfte sind zerstört. An der Straße Lappienen — Kuckerneese stehen noch mehrere Bauerngehöfte. Abgebrochen sind nur die Holzhäuser zum Verbrennen. Massive Stallungen stehen und ist auch Vieh untergebracht. In Trumpeiten hat man an der alten Gilde ein Schöpfwerk erbaut.

In Sköpen hat man auf der alten Stelle der ehemaligen Brücke eine Holzbrücke erbaut. Auf dem Sägewerk Böttcher steht nur ein kleines Wohnhaus.

Im Haus des Kfm. Nötzel ist z.Z. das Kaufhaus, da gibt es alles. Lebensmittel, Stoffe und Schuhe. In den oberen Räumen sind Gaststätten eingerichtet. Im Pfeifferschen Haus ist die Markthalle. Es regnet überall durch und wird nicht repariert. Das Brot wird in einer einzigen Bäckerei, und zwar bei Wittrin gebacken. Das Vorderhaus ist eine Ruine. Die Volksbank steht, unten ist ein Kino eingerichtet und oben wird getanzt. Die ganze Marktseite, angefangen von Bluhm, Sinnhuber, Perkuhn runter bis zur Hafenstraße ist außer Wittrin in Schutt und Asche. Das Scheer'sche Haus, das Eywill'sche, ebenso Café Ernst und die

alte Kantorschule stehen, sind aber unbewohnt. Die Schaufenster sind mit Ziegeln vermauert. In den beiden ersten Gebäuden ist Kundung usw. untergebracht, und die Keller haben die Soldaten belegt. Die Siedlung auf der linken Seite der Dammstraße steht und ist bewohnt. Außerdem stehen die gesamten Häuser des ehemaligen RAD und werden als Speicher benutzt. Das Wohnhaus der ehem. Domäne steht und ist auch Getreidespeicher. Sonst sind in der Gegend alle andern Häuser stehengeblieben. Der neue Sportplatz ist verwachsen und wird auch nicht bestellt. Die Russen benutzen den alten Sportplatz für ihre Übungen.

Die Hindenburgschule steht. Sie ist zehnklassig und die Kinder kommen aus der Umgebung von Karkeln, Lappinen und Neukirch hierher. Sie wohnen wochüber im alten Nötzelschen Wohnhaus in der Lorkstraße. Zum Wochenende fahren sie nach Hause. Die Lehrer wohnen in den ehemaligen Gendarmeriehäusern usw. in der Straße, die zur Siedlung Winge führt.

In Neukirch sind mir keine Schutthaufen aufgefallen. Ebenso steht in Gr. Brittanien alles.

Das Landratsamt in Heinrichswalde war kaputt, wird aber z.Z. aufgebaut. Das Finanzamt steht. Das Krankenhaus ist als Krankenhaus geblieben. Die Zerstörungen waren dort nicht groß, es wird aber trotzdem viel gebaut. Der Bahnhof steht wie gewesen. Kreuzingen ist auch wenig zerstört.

Im allgemeinen werden größere Wohnhäuser nicht bewohnt. Allmählich verfallen sie, bis sie dann abgebrochen werden, weil man das Baumaterial zum Bau von Kolchoshenhäuschen dringend braucht. Neue Ziegel haben sie nie gesehen. Ziegeleien sind in der Umgebung nicht entstanden. Zement wird eingeführt. Die neuen Häuschen sind verschließbar.

Knautschkat

Erstmalig veröffentlichen wir im „Land an der Memel“ eine Fortsetzungsserie unter obigem Titel aus unserem engsten heimatischen Bereich. Der Autor, Georg Hermanowski hat diese Erzählung ausschließlich den Tilsiter Heimatkreisen gewidmet und die Schriftleitung dankt ihm für die Abdruckgenehmigung.

Auf dem Marktplatz von Kleinpowilken an der Melbe steht eine tausendjährige Eiche, so dick, daß fünf ausgewachsene Männer ihren Stamm nicht umfassen können. Man nennt sie die Knautschschek-Eiche; und es hat eine besondere Bewandnis mit ihr: Geraten Nachbarn miteinander in Streit, was in Kleinpowilken nicht selten vorkommt, suchen sie nicht den Bezirksrichter in Großpowilken auf, sondern gehen zu dem alten Baum, verharren unter seinem Laubdach fünf Minuten in Schweigen, reichen ein-

ander die Hände und versuchen, ihn gemeinsam zu umfassen — was bisher noch nie gelang. Überzeugt von ihrer Ohnmacht gegenüber der allgewaltigen Natur kehren sie heim, begraben die Streitaxt und schämen sich eine Woche lang, daß sie wegen einer Bagatelle einander gram waren. So wird in Kleinpowlken seit Jahrhunderten jeder Streit beigelegt.

Keiner weiß näheres über jenen Knautschischek, der — mündlicher Überlieferung zufolge — diese Eiche gepflanzt haben soll, obwohl nur wenige Menschen über diese Erde gestolpert sind, die wie er Geschichte gemacht haben, denn: Nicht aufsehenerregende Taten allmächtig sich wählender Herrscher, nicht der Bluttausch gewalttätiger Machthaber, der diktatorische Wille verblendeter Führer, nicht Kriege und Revolution lenken die Geschichte; sie ist nichts anderes als der Weg, den wir gegangen sind, der einzelne Mensch, die Summe aller Einzelmenschen, für die zuweilen eine Blume am Weg, ein farbenprächtiges Bild, ein Kinderlied oder ein Jugendstreich

So sehen es andere: Deutschstämmig?

Beachtlich ist die Hartnäckigkeit, mit der in Nachrichtenmediender Bundesrepublik die in den Ländern Osteuropas lebenden Deutschen „Deutschstämmige“ genannt werden; aber die Wortwahl ist unfug. Keine der noch bestehenden deutschen Volksgruppen im östlichen Teil unseres Kontinents empfindet und bezeichnet sich so. Die Deutschen in Rumänien etwa, die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben, nennen sich „Rumäniendeutsche“, die Deutschen in Ungarn „Ungarndeutsche“, die Deutschen in der Sowjetunion von altersher und heute noch „Rußlanddeutsche“. Sie alle finden den Namen „deutschstämmig“ unpassend — mit Recht. Das Wort klingt so, als seien ihre Vorfahren einmal Deutsche gewesen, die Nachfahren aber immer mehr davon abgekommen. In Wahrheit aber halten die Deutschen in Osteuropa zäh an ihrer deutschen Sprache und Kultur fest. Es ist ungewiß, ob sich die deutschen Volksgruppen in Osteuropa halten werden; in fast allen ist der Zug zur Abwanderung nach Deutschland stark. Doch auch dies zeigt, daß es sich nicht um Deutschstämmige handelt, sondern um Deutsche. Wie lange werden sie es noch hinnehmen müssen, daß man sie in Deutschland mit einem falschen Namen nennt?

(Frankfurter Allgemeine)

weit wichtiger sind als das, was Zeitungen in sensationellen Schlagzeilen verkünden oder die blechemde Stimme der Lautsprecher in die Welt hinausschreit.

Darum will ich die Geschichte des Irenäus Knautschkat erzählen, die Geschichte des kleinen Mannes, der mitten unter uns lebt — Gott gebe ihm ewiges Leben! —; der wie sein Vorfahre Knautschischek mit nie verzagendem Mut und felsenfestem Optimismus, nicht überheblich, sondern demütig das Seine dazu beiträgt, uns allen das Leben ein wenig erträglicher zu machen. Kleinpowilken liegt an der Melbe, jenem schmalen Flößchen zwischen Memel und Eibe, das seit Jahrhunderten, mal ein wenig östlicher, mal ein wenig westlicher, doch immer von Süden nach Norden plätschert. Ich habe die Knautschischek-Eiche dort gesehen, als ich mit meinem Vater nach Kleinschenkendorf in die Herbstferien fuhr.

Hinter dem Bahnhof von Argenhof verließen wir die große Straße, stellten unseren Einspanner beim Gasthaus in Bartken unter und tranken, während der Wirt der falben Stute den Hafersack umhängte, in der Gaststube einen steifen Grog, denn es war Oktober, und der Herbstwind pfiff über die Felder. Die blaukarierten Gardinen vor den Fensterscheiben zitterten; die Fensterrahmen waren nicht ganz dicht. Doppelfenster gab es im Schankraum nicht. Mein Vater bestellte einen zweiten Grog und bat den Wirt, sich zu uns zu setzen, sobald er das Pferd versorgt habe. Der Wirt hieß Knischnik; er wog an die hundert Kilo und trug eine kurze Lederschürze über der grauen Flanellhose. Er sah wie ein Küfer aus. Er trank ein Ponarther Bier, dessen Schaum an seinem blonden, gezwirbelten Schnurrbart perlte, als er uns die Geschichte vom schlaufüchsigem Grundstücksmakler Petrus Knautschischek erzählte, der dem Landmeister Meinhard von Querfurt am Ufer der Tilse für den Bau einer geplanten Ordensburg eine Parzelle Unland zum Wucherpreis aufschwätzen wollte, indem er behauptete, Rentierjäger hätten in der ausgehenden Steinzeit dort ihren Rastplatz gehabt, das Land sei deshalb in Anbetracht späterer archäologischer Funde doppelt wertvoll. Ich hielt diese Geschichte für erfunden, auch wenn preußische Archäologen, wie mein Vater beteuerte, dort tatsächlich Feuersteinsplitter und Rentierknochen gefunden haben sollen.

Wie aus dem Knautschischek ein Knautschkat wurde, fragte ich meinen Vater. Er trank seinen Grog, sah mich eine Weile versonnen an und meinte, das wisse die Wissenschaft, obwohl sie sonst alles wisse, auch nur durch eine Legende zu erklären. Der Wirt, als hätte er auf dieses Stichwort gewartet, beugte sich über sein inzwischen leergetrunkenes Bierglas, stierte auf dessen Boden, als stünde die Legende dort aufgezeichnet und be-

gann zu erzählen: Ein Pantoffelheld namens Knautschkat, dessen Vorname nicht mehr festzustellen sei, habe, um seiner Frau zu schmeicheln, sein Muttersöhnchen Knautschischek gerufen. Woraus ein Namensforscher des ausgehenden 18. Jahrhunderts, ergänzte sogleich mein Vater, den für die damalige Zeit kühnen Schluß gezogen habe, Knautschischek sei nichts anderes als eine Diminutivform von Knautschkat, die später puritanischer Bilderstürmerei zum Opfer gefallen und tatsächlich nach der Reformation so gut wie ausgestorben sei.

Der erste Knautschkat, fuhr der Wirt fort, den die Geschichte zwar nicht unmittelbar, doch immerhin in relativ mittelbarer Nähe von Kleinpowilken „historisch“ zu orten wisse, sei der Feldhüter Melchior-Rupprecht vom Stamm der Schalauer, preußisch-litauischer Herkunft, wie eigens vermeldet. Seine Mutter sei Litauerin gewesen, vermutlich die Pilzsammlerin Katerina mit dem Zweiten Gesicht, die nach ihrer Heirat „Scalwussa vom Berge“ genannt wurde.

Ein weit und breit gefürchteter Tatare, der die Gegend mit seiner Räuberbande lange Zeit unsicher gemacht, habe sich diesem Knautschkat freiwillig unterworfen, da Melchior-Rupprecht, obwohl er seiner Frau zuliebe zum Heidentum zurückgekehrt war, als „herzensguter Mensch“ gegolten und vom Stamm seiner Eehälfte für „friedlichen Lebenswandel“ mit einer Art vorweggenommenem Friedens-Nobelpreis ausgezeichnet worden sei: Er durfte am Sonntag eine Storchenfeder am Hut tragen.

Ob die Feldhütersleute direkte oder indirekte Vorfahren des Irenäus Knautschkat waren, wußte der Wirt nicht zu sagen.

Kein Wunder, meinte mein Vater, da die Heiden ja keine Kirchenbücher führten.

Schüchtern wagte ich, mich ins Gespräch zu mischen, da ich unbedingt Authentisches über die Vorfahren des Irenäus Knautschkat erfahren wollte.

Der Wirt erhob sich schwerfällig, ging zur Theke und zapfte ein zweites Ponarther. Er fragte meinen Vater, ob er noch einen Grog wünsche. Mein Vater sah mich an. Wir hatten noch einen weiten Weg bis Powilken. Dieser Weg führte durch Wälder; darum wollten wir unseren Einspanner in Bartken zurücklassen.

Nun, eine kleine Stärkung könne sicher nichts schaden, meinte mein Vater.

Ob er ein Schinkenbrot herrichten solle, fragte sogleich der Wirt. Aber er hatte meinen Vater falsch verstanden. Ein steifer Grog tue das weit besser, meinte dieser, und auch ich ließ mich noch zu einem Gläschen überreden, doch nur unter der Bedingung, daß der Wirt uns alles erzähle, was er über Knautschkats Vorfahren wisse.

Als die Gläser gefüllt waren und wir zu Dritt um den Tisch saßen, verriet uns der Wirt, der Stammbaum Knautschkats lasse sich bis zum Jahr 1515 zurückverfolgen, dank der Kirchenbücher, die erhalten geblieben sind. Die erste authentische Eintragung lautet: „Am 8. Juni 1515 wurde dem Krügersknecht Johannes Knautschkat, zugewandert vor Jahresfrist in den Marktflecken Tilse, und der Anna, geborene Warschkin aus der Quergassen, beide wohnhaft in der Deutschen Gassen, ein Sohn geboren, der tags darauf auf den Namen Konrad getauft wurde.“

Ausgerechnet am ersten Jahrestag der Kruggerechtigkeit, die der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, 1514 dem Georg Brendel verliehen hatte. Der hatte sich aus Wilwischken einen Krügersknecht nach Tilsit geholt. Für Johannes Knautschkats Tüchtigkeit sprach, daß seinem Meister im Jahr darauf, als ihm ein Sohn geschenkt, eine zweite Kruggerechtigkeit verliehen wurde. Konrad Knautschkat wuchs gewissermaßen „zwischen den Krügen“ auf, die damals in beiden Gassen wie Pilze aus der Erde schossen, zwölf allein in der Zeile, in der sein Elternhaus stand. So wurde der „gefüllte Becher“ frühzeitig zum Wahrzeichen der Knautschkats; vom ersten Krügersknecht bis hin zu August, dem Vater des Irenäus, wuchs ein Geschlecht trinkfester Männer heran. Zwischen Baumgart und Koch, Ferspach und Klemm, NeuhoF und Malkwitz hinterließ der Meschkinnes — später auch Bärenfang genannt — deutliche Spuren.

Als der Marktflecken siebenunddreißig Jahre später das Stadtrecht erhielt, vom gleichen Albrecht von Brandenburg, inzwischen jedoch Herzog von Preußen, bedauerten zwölf Krugwirte, nicht ohne Grund, daß die erste „Chüre“ — Wahl zur Stadtverwaltung, in den Rat und zum Gericht — nicht, wie es sich ihrer Ansicht nach geziemte, in einem Krug, sondern unter des Herzogs Obhut — in einer Kirche stattfand. Dennoch wurden Boltz und Büchner, Glaser und Ungermann, ja selbst Warschkin, ein Schwager des Konrad Knautschkat in dritter, allerdings aufsteigender Linie, „liebe Getreue ihres Herzogs“, zu rechtmäßigen Schöffen der jungen Stadt Tilse bestellt, deren Geschicke als erster Bürgermeister Gallus Klemm der Jüngere, ein Sohn des herzoglichen Amtsschreibers und des Herzogs persönlicher Freund, lenkte, womit die Vetternwirtschaft in Tilsit ihren Anfang nahm.

Natürlich wurde der Tag in allen Krügen gebührend gefeiert; gefeiert wurde kurz darauf auch das „Fundationsprivileg“, in dem der Stadt das kulmische Recht zuerkannt wurde und sie die Erlaubnis erhielt, fortan ein eigenes Wappen zu führen: „Hierneben geben und zueignen wir der Stadt Tilsz ein gewonnelich insigell nemlich einen roten turm mit zwei zinnen in einem wei-

Benfelde, in der mitte das alte ankommende Markgraffisch, das man sonst das Zollersche Wappen nennt, schwarz und weiß und unter demselben Wasserfluß . . .”

Am Tag des „freyen Jarmargkt, dem nechsten Sonnabend sampt dem folgenden Sontage vor dem fest Michaelis” — oder auf gut Deutsch: am 29. September 1562 wurde Heinrich, der älteste Sohn des Konrad Knautschkat, geboren.

Da es bei Konrads Hochzeit wegen der Mitgift der Braut einen fürchterlichen Streit gegeben hatte, war nun die Stunde gekommen, den Schwiegervater wieder zu versöhnen. So wurde dem Neugeborenen dessen Vornamen gegeben. Das rührte den alten Müllersknecht ungemein. Erst wenige Tage zuvor hatte dieser seinen Einzug in die soeben in Betrieb genommene Schloßmühle am Flößchen Tilsele gehalten, unmittelbar beim „neuen Staudamm”, am Fuße der Burg. Grund gab es also zu doppelter Feier. Beim achten Krug Gerstenbier gelobte der Müllersknecht im Neuhofschen Krug, sein Enkel Heinrich solle es einmal zu etwas Großem bringen. Und obwohl das Kind, das die Mutter, in Windeln gewickelt, zur Versöhnungsfeier mitgebracht hatte, vom Vorhaben des Großvaters noch wenig begriff, gab es durch lautes Schreien zu verstehen, daß es seinen Plänen durchaus zustimmte. So jedenfalls sah es der bierselige Mann.

Als Heinrich achtzehn Jahre später das Amt des Fährmanns bei der herzoglichen Schloßfähre über den Memelstrom übernahm, war sein Großvater längst von aller freiwilligen und unfreiwilligen Obhutspflicht entbunden. Im „Großen Teich zur Tilse” hatte er in einer stürmischen Herbstnacht sein Ende gefunden, da er im Rausch den grauen Schloßteichspiegel für den Sandplatz gehalten hatte, über den hinweg er seinen Heimweg abzukürzen pflegte. Heinrich Knautschkat, Fährmann in der nach Königsberg „considerabelsten Handelsstadt”, wo täglich „Saltz, Wein, Eisen und andere Cramwaren” umgeschlagen wurden, erhielt den Spitznamen „der Haselnußäugige”. Wie Haselnüsse, behauptete seine Mutter, hätten seine Augen gefunktelt, und zwar seit jenem Tag, da der Dreiteilsiterkäsehoch, auf den plumpen O-Beinchen kaum das Gleichgewicht behauptend, am Ende der Deutschen Gassen — in der sein Elternhaus stand — das stattliche Rathaus erstehen sah, noch ohne Turm; jedoch inmitten der niedrigen Holzhäuschen ringsum nicht nur für den Knirps überwältigend.

Inzwischen war ein Fremder in der Gaststube erschienen. Er trug einen grünen Lodenmantel und einen dunklen Hut mit einer hellgrauen Kordel. Zuerst glaubte ich, es sei der Gemeindeförster, zumal er einen langen, leicht gebogenen Gegenstand in die Ecke des kleinen Raumes stellte, den ich im ersten Augenblick für ein Gewehr hielt. Bald aber stellte sich heraus, daß er ein

überaus friedliebender Mensch war, der Kirchendiener von Petersfelde, der auf der Durchfahrt eine Herzstärkung zu sich nehmen wollte. Schweigend hatte er sich an unseren Tisch gesetzt, vom Wirt kaum bemerkt, der ganz in seine Geschichte versunken war.



*Abenddämmerung bei Obereißeln an der Memel,
im Hintergrund die „Daubas“*

Nachdem er diese beendet hatte, verlangte der Fremde einen Bärenfang. Bedächtig trank er das flüssige Gold, als würde er dabei ein Gebet sprechen, setzte das Gläschen auf die raue Tischplatte und meinte, zur Geschichte der Knautschkats könne auch er etwas beitragen.

Das machte mich stutzig; die Knautschkats waren also keine Unbekannten in dieser Gegend. Und ich bat den Fremden, uns zu erzählen, was er über des Irenäus Vorgeschichte zu berichten wisse. Der Wirt nickte ihm ermutigend zu, und der Kirchendiener begann:

In den Annalen der Tilsiter „Provinzialschule von 1586“, der einzigen höheren Bildungsstätte weit und breit, sucht der Unwissende nach dem Namen Knautschkat vergebens. Nur dem eingeweihten Jäger öffnet sich eine Fährte zur freien Pirsch.

Als 1652 „Schalauens Krone“ ihr „hundertjähriges Erbauungs- und Jubelfeste“ beging, fand in der blumengeschmückten Aula eine der üblichen Schulfeiern statt, bei der eine Glückwunsch-

adresse des Memeler Professors der Poesie, Simon Dach, verlesen wurde, die dieser von der Königsberger Albertina, an der er lehrte, eigens zu diesem Behuf mit der Vorläuferin der erst 1716 offiziell eingerichteten Reitenden Post herüberschickte hatte. Die von ihm gedrechselten Verse waren damals schon berühmt und blieben es über seinen Tod hinaus, so daß man ihm auch das „Anke von Tharaw“ zuschrieb, das die Königsberger Studenten „nächtlich im „Blutgericht“ zu singen pflegten.

Und diese „köstliche Adress“ — so heißt es in einer Randnotiz, in dem vergilbten, dennoch über die Jahrhunderte geretteten Zensurenbüchlein eines aus Insterburg stammenden Lehrers, „wurd von unserm klein Knautschi so köstlich pathetisch und mit so vill heller Stimm“ vorgetragen, daß sie „Entzücken wachrief, mehr als bei der Schülerschar bei all den versammelten Damen“. Wer anders kann wohl der kleine Knautschi gewesen sein, als Heinrich Kautschkats Urenkel Theodorus, hinter dessen Namen — und hier steckt der Schlüssel im Loch! — im Kirchenbuch der Vermerk „hochgel.“ steht, was nach übereinstimmender Auskunft aller erreichbaren Pseudogelehrten aus der Tilsiter Niederung und keineswegs im Widerspruch zu dem berühmten „Verzeichnis der Kürzungen“ in Wolfs „Sprachbuch der deutschen und anverwandter Sprachen unter Einbeziehung der litauischen Grammatik“ von siebzehnhundert-und-soundso nur „hochgelehrt“ heißen kann.

Einige der köstlichen Verse des Simon Dach, die Klein Knautschi damals vorgetragen hat, verdienen ob ihrer historisch wie auch zukunftsweisenden Wirkkraft zitiert zu werden:

Ich wünsche dir deß Höchsten Grad und Segen /
Der wolle Mauren-stark sich künfftig umb dich legen /
Was kränket und betrübt flieh ewig von dir auß /
Hergegen Gnüg und Lust krön' eines jeden Haus /
Biß deiner Feinde Thor von dir werd' eingenommen /
Daß / wann es wieder wird nach hundert Jahren kommen /
Du durch deß Himmels Gunst an Reichthum / Pracht und Schein /

Das andere Königsberg in Wahrheit mögest seyn.

Mein Vater, der für Verse nicht viel übrig hatte, schaute prosaisch auf die Uhr und meinte, nun müßten wir aufbrechen, wenn wir die Knautschischek-Eiche noch sehen und rechtzeitig zum Wirtshaus zurückkehren wollten. Wir hatten uns fest vorgenommen, noch an diesem Abend in unserem Ferienzweck Klein-schenkendorf zu sein; und dorthin war es noch eine gute Stunde. Vater hatte in der Pension „Zum Eich“ ein Zimmer bestellt, und die Wirtsleute erwarteten uns schon. Mir jedoch erschien die Geschichte der Knautschkats weit wichtiger, und so bat ich meinen Vater, noch eine Weile mit den beiden Männern zusam-

menzubleiben. Vater wollte nicht recht, doch als ich ihm vorschlug, in der Wirtschaft zu Mittag zu essen und gleich danach den Spaziergang durch die Wälder zu machen, willigte er ein. Vielleicht lag es am Duft der Rinderfleck, der bereits aus der Küche in die Gaststube hereinströmte, denn Rinderfleck aß mein Vater für sein Leben gern, nichts schätzte er mehr als Majoranduft, den steifen Grog natürlich ausgenommen.

Der Wirt hatte sich inzwischen, geschäftstüchtig wie er nun einmal war, in der Küche erkundigt, wie es ums Essen stehe. „Nur eine halbe Stunde noch“, verkündete er, „dann sind die Kuddeln gar, dann können wir gemeinsam essen.“

Auch der Kirchendiener konnte einem Tellerchen Fleck nicht widerstehen. „Also nützen wir die Zeit“, meinte er. „Einiges habe ich noch zum Thema beizutragen.“ (wird fortgesetzt)



Unser Kreisdoublewappen: Kreis Tilsit-Ragnit

Aus der Schul- und Ortschronik der Schule Groß-Perbangen

Auf weiten Umwegen ist die handgeschriebene alte Chronik bei mir gelandet. Aus der reichen Fülle der Eintragungen möchte ich nur die schulischen Belange herausgreifen. Die Berichte beginnen 1904 und enden 1944.

Groß-Perbangen liegt zwischen Hohensalzburg (Lengwethen) und Breitenstein (Kraupischken). Das Dorf bekam 1858 eine eigene Schule. Zum Schulbezirk gehörten Winterlinden (Groß-Wabbeln) und Wabben (Klein-Wabbeln).

1904 besuchten 47 Kinder die Schule. Der Lehrer übernahm nebenamtlich noch die Verwaltung der Posthilfsstelle. Dafür erhielt er jährlich 30 Mark.

Das Jahreseinkommen des Lehrers setzte sich folgendermaßen zusammen: 607,30 Mark Barschaft, Kalende im Wert von 144,70 Mark, Landbenutzung im Wert von 123,80 Mark, freies Brennmaterial im Wert von 120 Mark, freie Wohnung im Mietwert von 210 Mark.

Zum Schulvorstand gehörten zwei Personen aus jeder Ortschaft. Im Schulunterhaltungsgesetz von 1907 wurde festgelegt, daß zum Schulverband als Schulvorstandsmitglied aus jeder Gemeinde der Gemeindevorsteher gehört und der Lehrer als ständiges Mitglied.

Am 3. September 1906 wurde Lehrer Perkuhn, als Nachfolger von Lehrer Peschel durch den Ortsschulinspektor Pfarrer Gauer im Beisein sämtlicher Mitglieder des Schulvorstandes, feierlich in sein Amt eingewiesen. Er blieb bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1930 an dieser Schule.

Die Schülerzahl war inzwischen auf 55 Kinder angewachsen. Auf Antrag des Gesamtschulverbandes Groß-Perbangen gestattete die Hohe Königliche Regierung in Gumbinnen am 17. Oktober 1908 die Einführung des Vormittagsunterrichtes. Die Unterrichtsstunden lagen in den Wintermonaten von 8 bis 13 Uhr, in den Sommermonaten von 7 bis 12 Uhr. „Sollte diese neue Einrichtung sich allerdings nachteilig auswirken auf die Unterrichtserfolge, die Disziplin und das Betragen der Schüler außerhalb der Schule, so ist der Lehrer verpflichtet, darüber sofort einen Bericht an die Hohe Königliche Regierung zu senden.“

Unterricht wurde in allen Fächern erteilt. Besonderer Wert wurde auf Religion und Geschichte gelegt. Doch auch Lesen, Rechnen, Aufschreiben, Heimat- und Erdkunde, Naturkunde und Turnen waren wichtige Fächer. Schon 1909 war das Thema einer Kreislehrerkonferenz in Ragnit „Die Anleitung für das Knabenturnen in Volksschulen ohne Turnhalle“.

1910 fand ein Turnkursus für Lehrer statt, teils in Ragnit, teils in Kraupischken und teils in Budwethen.

Eine dritte Turnstunde wöchentlich wurde in den Stundenplan aufgenommen, und im Sommer fanden sonntags von 5 bis 7 Uhr nachmittags Spielstunden statt.

Das Schuljahr verlief in einem immerwiederkehrenden Rhythmus. Vor den Sommerferien war stets die Kirchen- und Schulvisitation.

Alle Schulen des Kirchspiels Kraupischken waren daran beteiligt. Sie dauerte zwei Tage und fand in der Kirche von Kraupischken statt, viele Jahre unter der Leitung von Herrn Superintendenten Struck.

Gleich nach den Sommerferien, am 2. September, wurde der Sedanstag gefeiert. Nach Gesang und Gebet wurden die Schüler in einer Ansprache auf die Bedeutung der Schlacht bei Sedan hingewiesen. Im Anschluß an die Feier machten sie mit dem Lehrer einen Spaziergang und vertrieben sich die Zeit durch Spiele und Gesänge.

Am letzten Schultag vor den Weihnachtsferien trafen sich Schüler und Eltern zur Weihnachtsfeier.

Der Klassenraum wurde festlich geschmückt, schon 1907 wird von einem strahlenden Weihnachtsbaum berichtet. Lieder, Gedichte und kleine Theaterstücke brachten allen Teilnehmern große Freude.

Am 27. Januar versammelten sich wiederum Schüler und Eltern zur gemeinsamen Geburtstagsfeier „Seiner Majestät des Kaisers und Königs“.

Die Feier vollzog sich in dem damals üblichen Rahmen für patriotische Schulfeiern mit Gesang, Gebet, Ansprache, Schülervorträgen und Wechselgesprächen.

Im Frühsommer wurde jährlich der große Schulausflug unternommen. Meistens trafen sich alle Schulen des Kirchspiels an diesem Tag, begleitet von vielen Erwachsenen. Jung und alt verbrachten einen erlebnisreichen Tag. Da wurden zum Beispiel auf geschmückten Leiterwagen die Kinder bis Kraupischken gebracht, dann stiegen alle in den Sonderzug der Insterburger Kleinbahn, in Ragnit warteten zwei Dampfer und unter den Klängen der Musikkapelle fuhren 600 Personen zum herrlich gelegenen Obereisseln. Vom Bismarckturm aus konnten die Kinder weit über die Umgebung schauen, so erfuhren sie, welch schönes Land ihre Heimat war.

Ein anderer Ausflug führte die Schulkinder nach Tilsit. Dort besichtigten sie die neue Eisenbahnbrücke, das Schenkendorfdenkmal, und sie vergnügten sich im Park von Jakobsruh.

Manchmal besuchten sie auch den wunderbaren Garten des Lehrerseminars in Karalene bei Insterburg oder die alte Ordensburg in Ragnit.

So erweiterte sich der Anschauungskreis der Kinder von Jahr zu Jahr, und Heimatliebe und Heimatsinn wurden geweckt und gestärkt.

Einen schulfreien Tag gab es in jedem Jahr am Tage der Kreislehrerkonferenz. Sie wurde in den Sommermonaten einberufen und stand unter der Leitung des Kreisschulinspektors (Radtké, Biewald). Sie fand meistens in Ragnit statt und begann mit einem Referat, es folgte eine Unterrichtslektion, daran anschließend die Aussprache. Verfügungen und Verordnungen wurden bekanntgegeben und zum Schluß versammelten sich alle Lehrer

im Deutschen Haus zum gemeinsamen Mittagessen. Bevor man sich trennte wurde noch das Kaiserhoch ausgebracht.

Große Schulvisitationen fanden vor dem 1. Weltkrieg alle fünf Jahre statt. Sie wurden vom Regierungs- und Schulrat aus Gumbinnen (Dembowski, Pastenaci) im Beisein des Kreisschulinspektors durchgeführt. Geprüft wurden dabei Schüler und Lehrer in gleicher Weise in allen Fächern.

Größere Reparaturen und Erneuerungen wurden 1908, 1910 und 1911 ausgeführt. 1908 wurde auf Anordnung des Kreisarztes der Brunnen neu abgedichtet und noch eine Kiesschicht hineingebracht, aber leider blieb der erwartete Erfolg aus und das Wasser weiterhin ungenießbar.

1910 bekam die Schule 18 neue Schulbänke, angefertigt vom Tischlermeister Eggert in Ragnit, gearbeitet nach einem Plan der Königlichen Regierung in Gumbinnen. Sie kosteten damals 400 Mark, 260 Mark zahlte die Regierung dazu und 10 Mark erbrachten die alten Bänke bei einer Versteigerung.

1911 wurde ein Erweiterungsbau der Lehrerwohnung durch den Bauunternehmer Fredrowitz aus Ragnit vorgenommen. Der Bau war von der Regierung genehmigt und kostete 3164 Mark.

Außerdem mußte der Schulverband auf eigene Kosten liefern: 13000 Maurerziegel, 1500 Dachziegel, 24 cbm Maurergrand, 16 cbm Feldsteine, 3 cbm Pflastersteine.

Zwei Monate dauerte der Umbau. Alle zur Schule gehörenden Baulichkeiten wurden am 8. Mai 1914 durch den Herrn Regierungs- und Baurat Schiffer im Beisein des Herrn Regierungsbaumeisters Hille aus Ragnit einer Besichtigung unterzogen.

Besondere Feiern und Gedenktage in der Zeit von 1904 bis 1914 waren: Der hundertste Geburtstag von Johann Hinrich Wichern, der hundertste Todestag der Königin Luise, der hundertste Geburtstag der Kaiserin Augusta, der „Samariterin auf Preußens Thron“. — Der zweihundertste Geburtstag Friedrich des Großen, das 25jährige Regierungsjubiläum Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II., die hundertjährige Erinnerungsfeier an die Völkerschlacht bei Leipzig.

Während des 1. Weltkrieges hat das Kirchspiel Kraupischken besonders schwere Zeiten erlebt. Schon wenige Tage nach Ausbruch des Krieges, am 14. August 1914, mußten die Bewohner Perbangens und vieler umliegender Dörfer vor den Russen fliehen. Als der Lehrer, Herr Perkuhn, nach einigen Tagen in sein Dorf zurückkehrte, waren die Russen noch nicht alle weitergezogen. Sie hatten die Höfe geschont, von denen die Menschen nicht geflohen waren, die leerstehenden Gehöfte aber furchtbar verwüstet. Die russischen Offiziere sagten nur immer wieder zu Herrn Perkuhn „viel Schaden, viel Schaden“. Die Soldaten hatten die drei Schweine und die Hühner geschlachtet und geges-

sen, alles Eingemachte und alle Getränke und Lebensmittel verbraucht, die Stuben übel zugerichtet, aber nichts absichtlich beschädigt. Gewalttätigkeiten gegenüber den Bewohnern waren nicht vorgekommen.

Am 19. August kam es zu einem Gefecht bei Kraupischken-Kauschen.

Die russische Artillerie beschoß unsere vorrückenden Truppen. In der Kirche und der Turnhalle von Kraupischken hatte man die gefallenen Helden gebettet.

Es folgten unruhige Zeiten. Auf den Straßen fuhren Autos mit russischen Offizieren, „Befehle“ des russischen Kommandanten zu Tilsit wurden durch Aushang bekannt gegeben. Fast täglich war starker Kanonendonner in westlicher Richtung zu vernehmen. Zeitungen gab es nicht, niemand wußte, was weiter in der Welt vorging.

Rosemarie Neufang
(wird fortgesetzt)

Goethe zu Eckermann

„Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun.

Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind.

Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reich gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer, durch alle sechsunddreißig Staaten, ungeöffnet passieren könne.

Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von In- und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag . . .

Am 23. Oktober 1828



Das Ostpreußenblatt



In memoriam

Dr. Hans Reimer

Adlig Schilleningken (Hegehof)



Dr. Hans Reimer, Träger des Preußenschildes der Landsmannschaft Ostpreußen und Ehrenvorsitzender der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, ist am 2. Februar im Alter von 83 Jahren gestorben.

Hans Reimer, 1899 in Adlig Schilleningken bei Tilsit geboren, war Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkriegs und mußte sein Studium und seine berufliche Ausbildung in den schweren Nachkriegsjahren hinter sich bringen, um dann sogleich den väterlichen Betrieb zu übernehmen, der unter dem leitenden Verwalter

Schienther auch in finanziellen Schwierigkeiten war. Damals zogen die großen Waldflächen Wilderer an, gegen deren Übergriffe und Angriffe sich Reimer zu behaupten mußte und dafür vom Deutschen Jagdverband mit dem Ehrenhirschfänger ausgezeichnet wurde.

Unter seiner Leitung hat sich das Rittergut Schilleningken wirtschaftlich erholt und entwickelt; es erhielt 1938 den Namen Hegehof und war für seine erfolgreiche Betriebsführung und gut geleitete Forstwirtschaft im Kreis bekannt. Das Damwild entwickelte durch seine Hege dort starke Schauler. Die Landsleute seines Heimatkreises kennen Dr. Reimer pflichtbewußt und bereit, für die Allgemeinheit in der Öffentlichkeit Aufgaben zu übernehmen und sich für Recht und Gerechtigkeit einzusetzen. Für Dr. Reimer und seine Ehefrau waren die Notzeiten des zweiten Weltkriegs durch den politischen Verfall und Niedergang besonders leidvoll; er selbst kam nach langer sowjetischer Gefangenschaft verhungert und krank in Holtum-Marsch wieder mit seiner Familie zusammen. Aber schon 1948 rief er seine Landsleute zum Zusammenschluß auf und gründete die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, die er dann 25 Jahre lang leitete und bei vielen Heimattreffen mit Rat und heimatpolitischer Zielsetzung vertrat. 1952 übernahm der Kreis Plön eine Patenschaft für diese Kreisgemeinschaft und folgend dann die Städte und ländlichen Zentralorte des Kreises Plön Patenschaften zugunsten der vertriebenen Landsleute aus Orten im Kreis Tilsit-Ragnit und aus der Stadt Ragnit.

Das Lastenausgleichsgesetz jener Tage und Jahre bedingte als gesicherte Grundlage für Existenzdarlehn, Hausrat und Wohnungsbau der Feststellung von Vertreibungsschäden. Dazu wurde vom Landesausgleichsamt in Kiel die Heimatauskunftsstelle (HAST) in Lübeck eingerichtet und besetzt. Dort war Dr. Reimer viele Jahre tätig und zuletzt bis zu seiner Pensionierung Leiter der HAST Nr. 24 für den Regierungsbezirk Gumbinnen.

In diese Zeit fiel auch seine Wahl aus dem Kreis der Ostpreußischen Landesvertretung in den Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen; hier hat er mit seinen großen in der Praxis erworbenen Kenntnissen auf dem Gebiet des Lastenausgleichs Anregungen und Ratschläge geben können. Der Bundesvorstand zeichnete die aufrechte Haltung und seine Bereitschaft, für die Landsleute und seine ostpreußische Heimat einzutreten, mit der höchsten zu vergebenden Auszeichnung, dem „Preußenschild“, aus.

Die Kreisgemeinschaft hat mit dem Ableben von Dr. Hans Reimer ihren verständnisvollen Förderer verloren, der ausgleichend und immer bereit war, Arbeit auf sich zu nehmen, wenn es um heimatliche Belange und die Landsleute aus Ostpreußen ging oder wenn es galt, der Geschäftsführung und dem Vorstand zur Seite zu stehen. Dem Forstwirt, Heger und Jäger, Naturfreund und verehrten Vorbild legten wir mit dem letzten ehrenden Gruß den Bruch nieder.

Hans Reimer hat sich um Ostpreußen und insbesondere um seinen Heimatkreis Tilsit-Ragnit verdient gemacht.

Matthias Hofer, Kreisvertreter

Gleichzeitig gedenken wir in Ehrfurcht und Dankbarkeit unserer Kreisältesten,

Frau Johanne Seeger

aus unserer kreisangehörigen Stadt Ragnit, die am 16. Januar 1983 im 105. Lebensjahr sanft entschlafen ist. Ihre unbeirrbare Treue zu ihrer ostpreußischen Heimat war beispielhaft.

Dr. Fritz Burat

Bbeauftragter der
Stadt Ragnit

Gert-Joachim Jürgens

Geschäftsführer der Kreisgemeinschaft
Tilsit-Ragnit

Liebe Landsleute!

Ihren „Obolus“ in Form einer Spende können Sie nach wie vor auf unser Spendensonderkonto Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg (BLZ 240 501 10) oder deren Postscheckkonto Hamburg (BLZ 200 100 20) Nr. 17 35-203 überweisen.

Mailed

Hast du den Mai gesehen
In seinem hellen Strahl?
Da steht er auf den Höhen
Und schaut ins grüne Tal.

Er zog in leichten Träumen
Um deine Lagerstatt,
Nun streut er von den Bäumen
Dir Blüten auf den Pfad.

Nun schleicht er durch den Garten
Zu deiner Kammertür,
Noch eh' wir ihn erwarten,
Schaut er durchs Fenster hier.

Und ruft mit lieben Worten,
Mit holdem Wink und Gruß:
Komm aus den dunklen Pforten,
O komm herab zum Fluß,

Und sieh die Lerche steigen,
Den hohen, fernen Schall,
Hör' aus den dichten Zweigen
Den Schmerz der Nachtigall.

Das sind die alten Klänge,
Das ist das liebe Leid,
Die zärtlichen Gesänge,
Die jedes Jahr erneut

Geheime Wünsche brechen,
Den Blüten gleich hervor,
Und hundert Stimmen sprechen,
Komm Liebchen, komm ans Tor.

Max von Schenkendorf

Lieber Leser!

Unser zweimal jährlich erscheinender Heimatrundbrief „Land an der Memel“ wird nur aus Spendengeldern finanziert; er wird ohne eine feste Bezugsgebühr kostenlos ausgeliefert. Um die weitere Herausgabe zu gewährleisten, sind wir auf Ihr „Scherflein“ angewiesen. Bitte denken Sie daran!

Ihre Schriftleitung
„Land an der Memel“

Die Überfahrt*

Es war wohl das, was man Liebe auf den ersten Blick nennt. Und diese Liebe begann an dem Tag, an dem die Hildchen sozusagen „vom Himmel fiel“.

Sie fiel nicht ganz vom Himmel, aber doch von recht hoch oben herunter. Genau gesagt fiel sie von einem Fuder Heu und landete in den Armen eines jungen Mannes. Und das ergab sich folgendermaßen:

Von Kindheit an hatte Hildchen große Freude daran, lang ausgestreckt auf schwankenden Heufudern zu liegen und selbstvergessen zwischen Himmel und Erde dahinzuschaukeln, nichts als den blauen Himmel über sich mit seinen malerischen Wolkengebilden.

So war es auch an jenem Tag gewesen, als sie wieder einmal mit einem vollen Fuder von der Heuernte auf den Memelwiesen heimfuhren.

Die Hilde lag lang ausgestreckt neben dem Wiesenbaum.

Der Vater lenkte vorn gelassen das Gespann den von hohen Birken gesäumten Wiesenweg entlang, dem Strom zu.

Müde, wie die Hilde nach der stundenlangen Erntearbeit war, schlief sie dabei ein.

Sie schlief fest und selig und merkte nicht einmal, daß dann und wann ein Birkenast von den Bäumen am Weg sie streifte. Auch des Vaters langanhaltendes energisches „Prrr“ unten am Ufer wie auch der Ruck beim Anhalten machten sie nicht wach. Ja, sie nahm nicht einmal das Poltern wahr, als das Fuder auf die Fähre rollte.

Erst als der Strom zur Hälfte überquert war, wurde sie durch das markerschütternde Tuten eines sich nähernden Schleppkahns aus ihrem Schlummer gerissen.

Erschrocken fuhr die Hilde jetzt hoch. Und ohne die Situation recht zu erfassen, ließ sie sich, verstört wie sie war, Hals über Kopf vom Fuder gleiten.

Sie kam genau dort herunter, wo ein unbekannter junger Mann stand, der — seiner Kleidung nach zu urteilen — ebenfalls bei der Heuernte geholfen haben mußte.

Der sah plötzlich ein paar hübsche, dralle, braungebrannte Mädchenbeine zwischen sich und dem Heufuder zur Erde gleiten, glaubte an einen Sturz der Besitzerin dieser Prachtexemplare, und griff sofort tapfer zu.

So hielt er plötzlich ein bildhübsches junges Mädchen in seinen

* Leseprobe aus dem neuesten Büchlein der Autorin, „Das Haus voll Gäste“ — Dorfgeschichten aus Ostpreußen — (ca. 100 Seiten), erscheint in Kürze im Verlag Werner Jerratsch, 7920 Heidenheim.

Armen, von dessen Existenz er Sekunden vorher noch nicht einmal etwas geahnt hatte.

Die Hilde schaute ihn mit ihren tiefblauen Augen so erstaunt an, als sei das Ganze ein Wunder. Da lächelte der junge Mann. Und sie sagte verlegen: „Danke!“

Hildes Vater hatte von alledem nichts bemerkt. Er stand auf der anderen Seite des Fuders und unterhielt sich eifrig mit dem Fährmann. Das hörte sie. Gleichzeitig aber war sie sich auch der Rückendeckung bewußt, die ihr das Fuder gab. Und weil ihr der Fremde auf Anhieb gut gefiel, blieb sie zunächst einfach bei ihm stehen.

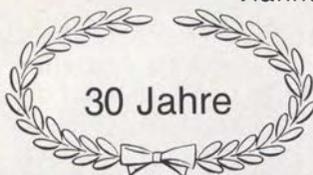
Zwischen den beiden jungen Menschen entspann sich nun ein nettes Gespräch. Dem entnahm die Hildchen, daß ihr „Retter“ ein Gerichtsassessor war, der hier draußen auf dem Lande seine Ferien verlebte. Sie wußte außerdem bald, bei wem er zu Besuch war. Und sie sagte auch nicht ab, als er sie um ein Stelldichein bat. Er gefiel ihr so gut, daß sie einfach nicht nein sagen konnte. Dann verabschiedeten sich die beiden.

Die Hildchen ging nun mit hochroten Wangen, aber äußerlich gelassen, hinüber zum Vater.

Die Fähre legte kurz darauf an. Das Fuder schwankte ans Ufer. Die Hilde blieb jetzt unten und ging, wie der Vater, das letzte Stück des Weges zu Fuß. Seite an Seite schritten die beiden neben dem Heufuder her. Doch was der Vater ihr dabei erzählte über seine Erntepäne für die nächsten Tage, wo wann gearbeitet werden sollte und sofort, davon bekam sie nichts mit. Die Gedanken an den ein Stück hinter ihnen schreitenden Mann bannten Herz und Sinne.

Und so blieb es für ein ganzes Leben. Sie schritten nicht mehr lange hintereinander, sondern sehr bald schon miteinander über diese Wege und durch die Jahre.

Hannelore Patzelt-Hennig



30 Jahre

Patenschaftsbeziehungen zu Städten und Gemeinden des Kreises Plön:

Stadt Preetz	zu der Stadt Ragnit,
Stadt Plön	zu dem Kirchspiel Schillen,
Stadt Lütjenburg	zu dem Kirchspiel Breitenstein,
Gemeinde Flintbek	zu dem Kirchspiel Altenkirch,
Gemeinde Heikendorf	zu dem Kirchspiel Groblenkenau
Gemeinde Schönberg	zu dem Kirchspiel Trappen

Veranstaltungskalender für 1983

Wie bereits in den Grußworten der Patengemeinde Heikendorf und der Patenstadt Plön in Nr. 31 bekanntgegeben wurde, finden die beiden Patenschaftstreffen wie folgt statt:

- a) Patenschaftstreffen der Großenkenauer aus Anlaß der 750-Jahr-Feier der Gemeinde Heikendorf am Sonnabend, dem 11. Juni, und Sonntag, dem 12. Juni 1983, im Rathaussaal der Gemeinde und
- b) Patenschaftstreffen der Schillener am „Tag der Heimat“ am 10. und 11. September 1983.
Am 10.9.1983 wie bisher Kundgebung zum „Tag der Heimat“ in der Mehrzweckhalle in Plön, anschließend „Schabbern“ in der „Prinzenklause“.

1983 wieder in Kiel

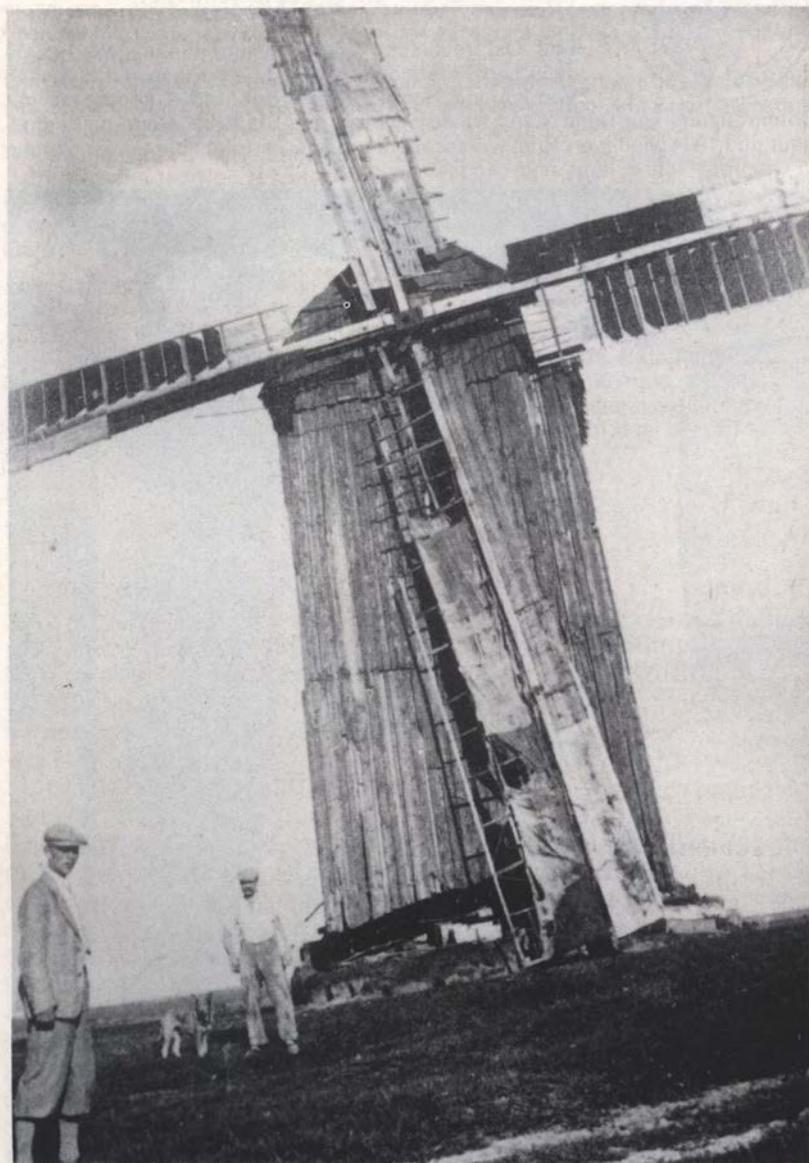
Am 2. Oktober 1983 findet in Kiel, Ostseehalle, das Bundestreffen der Tilsiter, einschl. der Kreise **Tilsit-Ragnit** und Elchniederung, statt. Am 1.10.1983 wird wieder eine Dampferfahrt am frühen Nachmittag, wie beim Treffen 1979, durchgeführt. Nähere Einzelheiten werden von Fall zu Fall im Ostpreußenblatt bekannt gegeben, ebenso im nächsten Tilsiter Rundbrief, der in diesem Jahr im Juli erscheint.

Die Tilsiter Schulgemeinschaften treffen sich am **1.10.1983 in Kiel im Legienhof, Legienstraße 22, ab 17 Uhr**. Die Teilnehmer an diesen Treffen melden sich bitte bei den zuständigen Leitern an:

- 1) **Realgymnasium und Oberrealschule**
Dr. F. Weber, Theodor-Storm-Straße 20, 2222 Marne / Holstein
- 2) **Luisenschule**
Ursula Krauledat, Waldsaum 65, 4300 Essen 1
- 3) **Herzog-Albrecht-Schule**
Walter Zellien, Hüttemannstraße 3, 4793 Büren
- 4) **Cäcilienchule**

Christel Schmidt, Hartwig-Hesse-Straße 53c, 2000 Hamburg 19
Im Anschluß an das Bundestreffen bereiten wir ab 3.10.1983 eine dreitägige Ostseereise nach Oslo mit der Jahre-Line vor. Diese erlebnisreiche Reise kostet ca. 280,— DM. Darin ist enthalten: Zwei-Bett-Kabinen, volle Verpflegung, einschl. Skandinavienfrühstück, Stadtrundfahrt in Oslo. Damit die Verhandlungen mit der Jahre-Line abgeschlossen werden können, bittet die Stadtgemeinschaft **umgehend** um Mitteilung, wer daran teilnehmen möchte. Sie erhalten von der Jahre-Line direkt Nachricht. Nun hoffen wir auf ein frohes und gesundes Wiedersehen in Kiel.

Hinsichtlich der Ostseereise nach Oslo bitten wir die Tilsit-Ragniter Landsleute sich **unmittelbar** mit der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Straße 6 in 2300 Kiel 14 in Verbindung zu setzen.



Windmühle in Obereißeln



**Freunde des Ostpreussischen Jagdmuseums
Wild, Wald und Pferde Ostpreußens e. V.**

Das Ostpreussische Jagdmuseum in Lüneburg wurde 1958 von Forstmeister H. L. Loeffke geschaffen. Nach Vernichtung durch Brandstiftung 1959 konnte es mit Unterstützung von Bund, Land Niedersachsen und Stadt Lüneburg neu aufgebaut und 1964 wieder eröffnet werden. Im Jahre 1982 erfolgte die Umbenennung in Ostpreussisches Jagd- und Landesmuseum.



Kurenkahn

Zur Erhaltung und Förderung dieser einzigartigen Sammlung ostpreußischen Kulturgutes wurde 1966 die Gemeinschaft „Freunde des Ostpreußischen Jagd-museums — Wild, Wald und Pferde Ostpreußens — e.V.“ gegründet. Ihr gehören über 800 Mitglieder an. Zur Erfüllung ihrer Aufgaben muß die Gemeinschaft vergrößert werden.

Wir bitten daher alle, denen an der Erhaltung ostpreußischen Kulturgutes gelegen ist, selbst Mitglied zu werden und in ihrem Verwandten- und Bekanntenkreis weitere Mitglieder, besonders auch jüngere, zu werben.

Wir glauben, daß es viele Landsleute und Einheimische veranlassen kann, das Ostpreußische Jagd- und Landesmuseum zu besuchen, sich von der Reichhaltigkeit der Bestände zu überzeugen und das Wissen um unsere ostpreußische Heimat weiterzutragen. Gruppenbesuche sollten vorher angemeldet werden, damit fachkundige Führung sichergestellt werden kann.

Falls Sie mit dem Bus anreisen und Sie sich vor oder nach dem Rundgang durch das Museum stärken wollen, empfehlen wir in Lüneburg, Vorwahl: (04131), folgende Gaststätten mit Busparkplatz: „Adlerhorst“, Schellenberger Weg 21/22, Rufnummer 62830; „Zum Bierstein“, Vor dem Neuen Tore 12, Rufnummer 62193; „Ilmenau-Garten“, Berliner Straße 16, Rufnummer 41510; und „Klosterkrug Lüne“, Am Domänenhof 1, Rufnummer 51704. Wir wünschen eine gute Reise. Für Vorschläge und Anregungen von Ihrer Seite wären wir in jeder Hinsicht dankbar.

In heimatlicher Verbundenheit
Ehrenfried Liebeneiner Erich Böhm

„Meister Adebar“

„Auf unserer Wiese gehet was, wadet durch die Sümpfe,
hat ein schwarz-weiß Röcklein an, und trägt rote Strümpfe.
Fängt die Frösche schwapp schwapp schwapp,
klappert lustig klapperdiklapp
wer kann das erraten?“

Ihr glaubt das ist der Klapperstorch?

Nein, es ist Frau Störchin!

Doch wie es auch sei, es ist damit der gute, alte Weißstorch gemeint, den man überall in der ostpreußischen Landschaft sah. Er gehört bei uns sozusagen schon zu den Haustieren. Auch auf dem Dach meines Vaterhauses — wie auch sonst fast auf jedem Gehöft — stand ein Storchennest. Soweit ich mich erinnern kann, gab es bei uns früher sogar zwei Nester, auf Scheune und Hausdach.

Im Frühjahr war es jedesmal eine frohe Erwartung, bis „Meister Adebar“ heimkehrte. Unser „Fiedo“ (Hofhund) begrüßte ihn immer mit freudigem Gebelle, und mein Vater rief mich rasch aus dem Hause, wenn der Storch sich mit lautem Geklapper auf das Dach niederließ, so als wollte er sagen: „Hier bin ich wieder!“ Die Störche waren überhaupt nicht scheu, sie kannten jeden der Menschenbewohner auf dem Hof. Wir Kinder konnten draußen ruhig herumtollen und spielen, der „Adebar“ ließ sich dadurch

nicht stören, — er schaute uns vielmehr interessiert hoch vom Dachfirst aus zu. Oft kam es vor, daß er sogar unten im Hof einherstolztierte, nur an „Fiedo“ wagte er sich nicht zu nahe heran. Einmal stand ein Storch — es war ein „fremder“ — hinter unserem Garten, mit eingezogenem Bein, den Kopf hinter einem Flügel gesteckt, so döste er vor sich hin. Mein Vater meinte, er hätte sich am Flügel verletzt, — ich lief hin, um die Sache zu begutachten. Dieser „Adebar“ stand so traurig da — man sah es schier an seinen Augen, daß er traurig war — daß ich ihm Trost spenden wollte. Ganz vorsichtig näherte ich mich dem großen Vogel, der immer meine Schulterhöhe hatte, und streichelte ihm zaghaft über sein Federkleid, und siehe da, er ließ es sich gefallen. —

Wenn wir Landbewohner die Getreideernte einbrachten, fehlte auch „Meister Adebar“ nicht. Er schnappte begierig nach den hüpfenden Fröschen und huschenden Mäusen. War mein Vater mit dem Pflügen des Ackers beschäftigt, stolziertetreu und brav der Storch in der Furche hinterher.

Mir machte es stets Freude, das Nest im Auge zu behalten, besonders wenn die jungen Störche ausschlüpfen. Wie waren doch die Elternpaare bemüht, Nahrung für die hungrigen Schnäbel heranzuschaffen, und später die Jungen im Fliegen zu unterrichten.

Wenn der September nahte, bereiteten sich die Störche auf ihre große Reise nach Afrika vor. Man sah sie am Himmel ihre Kreise ziehen, und ich versuchte immer, die „unserigen“ herauszufinden, was mir aber nicht gelang.

Eine alte Bauernregel sagt: Bleibt der Storch noch bis nach St.-Michaelis-Tag (29.9.) so ist der Winter noch weit und wird mild werden. Meistens waren die Störche aber bis zu diesem Zeitpunkt längst alle „abgereist“, das ließ auf einen frühen und kalten Winter schließen, — und den hatten wir ja in Ostpreußen.

„De Oadeboar, de Oadeboar, de hätt e lange Näs,
un wenn he inne Groawe steiht, dann kiekt he oewer de Wäs.
De Oadeboar, de Oadeboar hätt rode Strömpkes an,
un wenn he oppe Dach spazere geiht, fort's wie e Edelman.
De Oadeboar, de Oadeboar, de steiht op sienem Nest,
un will he sich e Vergnege moake, dann klappert he met siene Freß.

De Oadeboar, de Oadebor, de hätt e dicke Kopp,
un wenn he önnem Frehjoahr wedder kömmt, dann bringt he uns e Popp.“

So gab es viele Lieder, Gedichte und Geschichten über den Storch, und kein anderer Vogel — außer der Rauchschnalbe — war uns Kindern so vertraut wie dieser heute vom Aussterben bedrohte Vogel. Die ostpreußische Landschaft mit ihren vielen

Mooren (wir sagten Bruch), Tümpeln und Seen war einst ein Paradies für „Meister Adebar“. Ob es ihn heute auch noch dort gibt?

Gertrud Haug-Gibson

Ich hatte einst ein schönes Vaterland!
Da liegt mein Saitenspiel, ich hab's
zerschlagen.

Wenn sie mich draußen nach der Heimat
fragen,

ich winke müde, müde mit der Hand
und sage abgewandt:

Ich hatte einst ein schönes Vaterland!

Ich hatte einst ein schönes Vaterland!
Wer wollte noch mit Stolz von Deutschland
sprechen —

ich lehn' den grauen Kopf an fremde Wand,
faß meines Kindes Hand:

Wir hatten einst ein schönes Vaterland!

Johanna Wolf

— — — und rein nuscht is' geloage!

Die Pointe

Der kleine Klaus — erst 1948 mit 9 Jahren aus einem von Russen in Königsberg (Pr.) besetzten Kinderwaisenhaus nach Norddeutschland „entlassen“, beherrschte zunächst nur etwas mühsam die deutsche Sprache, gemischt mit vielen russischen Vokabeln.

Bei seiner Rückkehr in die gesamte Familie wurde nun viel erzählt, gesungen und „geschabbert“. Natürlich kam der ostpreussische Humor auch nicht zu kurz; es wurden Anekdoten und Späßkes „verteilt“ und wenn dann die Pointe kam, lachte die ganze Familie. Klaus bekam zwar nicht alles „mit“ aber er überlegte, als ihm die Frage gestellt wurde, was eigentlich die „Pointe“ sei.

Er antwortete schlicht und überzeugend: „Die Pointe ist der Punkt, wo man genau den Druck zum Lachen bekommt.“

-gerjo-

Der Leichenschmaus

Die Großbäuerin Martha Steppat (— nennen wir sie so —) war plötzlich inmitten ihrer Schaffenskraft verstorben. Alle Verwandten, Bekannten und Nachbarn fanden sich nach den Trauerfeiern

lichkeiten in der großen Diele des Bauernhauses zusammen, um zunächst bei Kaffee und Kuchen — später bei alkoholartigen Getränken — zusammensitzen, um der Verstorbenen gebührend zu gedenken.

Für den sogenannten „Katzentisch“ der großen ländlichen Verwandtschaft und Bekanntschaft wurden sämtliche Kinder — etwa 12 bis 15 Jungen und Mädchen — gebeten, daran teilzunehmen.

Die Schwester der Verstorbenen hatte es übernommen, alle Gäste freundlich zu bewirten und sie zum Essen und Trinken aufzufordern.

So ging sie auch an den „Kinder-Katzen-Tisch“ und ermunterte die Schar doch zuzugreifen und sprach: „Kinderchen, laßt Euch nicht nötigen, greift doch weiter zu“ — und wies auf einen Riesennapfkuchen mit Rosinen hin —, „denn diesen Kuchen hat noch de Leich' jebacken!“
-gerjo-

Der „Reiß-man-tichtig“

In einer unserer ländlichen Gastwirtschaften ereignete sich folgender Vorfall: Wie allen unseren Lesern — besonders aus der ländlichen Bevölkerung bekannt — wurden jeweils in den Kellern der Gasthäuser große Ballons oder „Giaskruken“ mit Schnaps, Rum und anderen „Fusikalien“ aufbewahrt und je nach Bedarf auf Flaschen abgefüllt. Nun passierte es eines Tages, daß der Keller mit den gefüllten Schnapsballons saubergemacht werden mußte; die Ballons standem wie üblich auf Holzrosten und die Marjell machte sich an die Arbeit, wobei der 20-Liter-Ballon mit Rum beim Reinigen umkippte, zerschellte und der Inhalt sich über den ganzen Keller ergoß. Sie schrie spontan um Hilfe, die Wirtin kam aufgeregt in den Keller, sah die Bescherung, rief im ganzen Haus das Gesinde zusammen und rief: „Kinderchen, Kinderchen, es ist nichts mehr zu retten, nun reibt Euch alle wenigsten mit dem Rum die Beine ein, wegen dem ‚Reiß-man-tichtig‘.“
-gerjo-

Getrennte Schlafzimmer

Wer Krause kannte, der wußte auch über sein Unglück Bescheid. Sein Unglück hieß Mathilde und war mit ihm verheiratet. Allerdings — in letzter Zeit mußte es eine gewaltige Besserung gegeben haben. Krause hatte seinen Humor wiedergefunden. Krause lächelte vergnügt und gab Auskunft: „Es liegt nur daran, daß meine Frau und ich seit einiger Zeit getrennte Schlafzimmer haben.“

„Und das hat geholfen?“ staunten die Freunde. „Wir können es nicht so recht glauben.“

„Ihr könnt,“ erklärte Krause ungerührt, „ihr könnt wirklich. Allerdings muß ich wohl noch sagen, daß mein Schlafzimmer nach wie vor hier in Hamburg ist — das meiner Frau aber in Köln!“

Und nun — die Glosse

Nicht emanzipiert

Immer wieder liest man von
der Emanzipation.
Ja, und ich als weiblich Wesen
wollt' nicht nur darüber lesen.
Dachte mir: jetzt machst du auch
selbst einmal davon Gebrauch.
Beschloß dahin mich zu begeben,
wo Stammtischbrüder fröhlich heben
ihre Gläser groß und klein.
Dort stellte ich bald mich ein.
„Guten Abend“, sagt' ich lässig,
Gegengruß klang leicht gehässig.
„Gnädige Frau — so ganz allein?“
anscheinend fand man das nicht fein.
Nun — ich machte mir nichts draus
und gab eine Runde aus.
„Oh“ und „Prosit“ und „zum Wohl“.
Sehr verbindlich Alkohol
dachte ich mir kurz und fand:
Damit bist du anerkannt.
Hoffte nun auf einen Skat,
doch sehr bald verschwand das Blatt
und statt Skat zu spielen, fing man
nun um mich zu werben an.
Jeder dieser netten Herrn
hätte heimgebracht mich gern.
Das Fazit: weit sind wir von
wahrer Emanzipation.

Hannelore Patzelt-Hennig

Der

„Tilsiter Rundbrief“

wird auf Spendenbasis von der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. herausgegeben. Interessenten können den Rundbrief unmittelbar von der Geschäftsstelle der Stadtgemeinschaft Tilsit, Gaardener Straße 6 in 2300 Kiel 14 — unter gleichzeitiger Angabe ihres letzten Heimatwohnortes —, anfordern.

Unser kurzes Leserforum:

Ein aufmerksamer Leser, unser Landsmann E. R. aus Goslar, bittet um eine Korrektur bzw. Ergänzung hinsichtlich des veröffentlichten Gedichts „Ostpreußische Speisekarte“ im Weihnachtsrundbrief „LAND AN DER MEMEL“ Nr. 31 wir hatten diesen Beitrag aus dem Wehlauer Heimatbrief, Dezember 1970 entnommen. Ein Verfasser wurde nicht genannt.

Unser Landmann R. hat uns inzwischen nachgewiesen, daß diese „Speisekarte“ von dem verstorbenen Dr. Alfred Lau — dem letzten Intendanten des Reichssenders Königsberg (Pr.) stammt. Die „Ostpreußische Speisekarte“ ist in der 1936 erschienenen — und 1954 nachgedruckten Broschüre des Verfassers unter dem Titel „Schabbelbohnen“ auf Seite 29 enthalten. Wir danken dem Leser für diesen Hinweis.

●
Unser Landsmann K. G. aus Niedernhausen schreibt uns ganz spontan: „...ich vergleiche auch jetzt die ostpreußischen ‚Lokalblätter‘. Da muß ich gestehen: Allen Respekt! Dichtung und Wahrheit, Poesie und Prosa, Engheimatliches und darüber Hinausgehendes in einer so guten Dosierung, daß es nicht nur für die zur Zeit Lebenden, sondern auch für die Zukünftigen Wert behält. Wert, die Blätter aufzubewahren. Etwas weniger ist oft mehr. Nehmen Sie diese Anerkennung einem älteren Semester ab, der in's zweite Glied zurückgetreten ist. Der in den 50er Jahren preisgekrönte Artikel von der in der Au ist einer der schönsten ‚Gipfelwogen‘ zu Ihrem guten Memelstromblatt.“ (Vgl. „LAND AN DER MEMEL“ — Nr. 31, S. 22—25 unter dem Titel: „Was schreist?“ D. Schriftl.).

●
Nach Erhalt des letzten Heimatrundbriefes „LAND AN DER MEMEL“ erhielten wir von Landsmann M. H. aus Leverkusen folgende Nachricht: „... Vor ca. 14 Tagen war ich in Südafrika zum Besuch. Bei Begegnungen mit vor 20 bis 30 Jahren ausgewanderten Ostpreußen muß man feststellen, wie sehr das Heimatgefühl dieser Menschen lebendig ist. Die Heimatliebe zu Ostpreußen ist ungeheuer. Bitte senden Sie den Rundbrief ‚LAND AN DER MEMEL‘ auch an Herrn X nach Südafrika...“

●
Schließlich schreibt ein alter Freund, der sich mit unserer Kreisgemeinschaft besonders verbunden fühlt: „Vielen Dank für die Weihnachtsausgabe ‚LAND AN DER MEMEL‘ und herzliche Gratulation für die wiederum gelungene Zusammenstellung und Ausgewogenheit der einzelnen Themen.“

Die Schriftleitung
„LAND AN DER MEMEL“
dankt an dieser Stelle allen
Einsendern recht herzlich!

Unser Büchermarkt

Neuerscheinung: Glaube und Heimat

Glaubenserbe aus dem „Land an der Memel“
Von Richard Moderegger*)

Diese kleine Schrift stammt aus dem Nachlaß meines Onkels, des letzten Superintendenten des Kirchenkreises Tilsit und Pfarrers der Kirchengemeinde Breitenstein, Lic. Dr. Richard Moderegger (geb. 26.7.1900 in Girrehnen bei Breitenstein Opr., gest. 22.4.1977 in Dortmund-Dorstfeld). Es war ihm ein Herzensanlie-

gen, mit Wort und Schrift an das besondere religiöse Erbe unserer Heimat zu erinnern: An das vorbildliche Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft auf dem Boden des evangelischen Glaubens, an die Ausprägung eines autoritätsfreien, persönlichen Christentums, das immer bereit war, sich auch dem anderen zu öffnen, an den sich so lebenspraktisch auswirkenden Ewigkeitsglauben. Diesem Ziel wollte er auch mit dieser Schrift dienen. Möge sie dazu ermuntern, die Schätze der Heimat neu zu entdecken und auch neu wirksam werden zu lassen! Ich habe das Manuskript durchgesehen, und, wo das nötig war, Korrekturen vorgenommen. Vor allem habe ich die zitierten Texte zu überprüfen versucht, somit auch die Quellen, die mein Onkel benutzt hat und soweit ich sie ausfindig machen konnte. Die Verse aus den in litauischer Sprache geschriebenen „Jahreszeiten“ des Pfarrers Kristijonas Donelaitis sind der vorzüglichen Übersetzung von Hermann Buddensieg entnommen. Leider ist dieses 1966 in München erschienene Werk vergriffen.

Hinweisen möchte ich noch darauf, daß das Schreiben des Evangelischen Konsistoriums, das die vorstehende Schrift beschließt, auf einen Entwurf meines Onkels zurückgeht. Es war damals, in den letzten schweren Monaten, Mitarbeiter in unserer alten Kirchenbehörde in Königsberg.

Die Illustrationen habe ich nach Photographien und alten Skizzen für dieses Büchlein gezeichnet. Die Linolschnitte sind noch in der Heimat während der Ferien im Pfarrhaus von Breitenstein entstanden. Das Profilbildnis meines Onkels zeichnete ich Weihnachten 1974 in Dortmund-Dorstfeld.

Der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, insbesondere Herrn Matthias Hofer und Herrn Gert-Joachim Jürgens, danke ich für die Hilfe bei der Drucklegung. Dank gebührt auch der Patengemeinde Lütjenburg für die finanzielle Unterstützung und für die Zusendung dieser Schrift an die Breitensteiner Gemeindeglieder.
Pastor Bernhard Moderegger, Göttingen

*) Brosch. 32 S., Schutzgebühr incl. Porto 5,50 DM durch Überweisung oder Briefm., zu beziehen durch die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, Schillerstr. 8, 2120 Lüneburg. Die Kirchspielsangehörigen von Breitenstein haben diese Schrift bereits zum Osterfest 1983 zugestellt erhalten; Nachbestellungen jederzeit möglich. (D. Schriftl.).

Restbestände heimatlicher Literatur:

Die von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit herausgegebenen Titel sind nach wie vor noch lieferbar:

a) **Das Kirchspiel Trappen" (Trappönen a.d.M.)**

Von Walter Broszeit

Diese Chronik bieten wir Ihnen zum Preis von 20,— DM je Exemplar (einschl. Porto und Verpackung) an.

b) **„Ragnit im Wandel der Zeiten“,**

ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel (mit Stadtplan und zahlreichen Bildern) von Hans-Georg Tautorat (13,50 DM einschl. Porto und Verpackung).

„Land an der Memel“, überzählige Heimatrundbriefe der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit — Nr. 29 bis 31 **kostenlos** (begrenzter Vorrat) auf Spendenbasis.

Lieferungen zu a) und b) erfolgen grundsätzlich erst nach Voreinsendung bzw. Überweisung des jeweiligen Kaufpreises. Nachnahmesendungen können wir wegen der mit dem Versand verbundenen Mehrkosten leider nicht ausführen.

Zahlungen für die Chroniken können auf unser Spendensonderkonto Nr. 31005 bei der Kreissparkasse Lüneburg (BLZ 240 501 10) oder deren Postscheckkonto Hamburg Nr. 1735-203 geleistet werden. Die unverzügliche Auslieferung erfolgt in der Reihenfolge des Posteingangs: insoweit bitten wir um Ihr Verständnis.

Gert-Joachim Jürgens, Geschäftsführer

Das Ostpreußenblatt Parkallee 84 2000 Hamburg 13
Postfach 323255 Tel. (040) 446541/42

Bestellungen nimmt unsere Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft TILSIT-RAGNIT jederzeit entgegen. Erscheint wöchentlich. Preis monatlich nur 6,80 DM.

Anschrift: KREISGEMEINSCHAFT TILSIT-RAGNIT — Geschäftsstelle — Schillerstraße 81 r., 2120 Lüneburg.

Herausgeber: Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V.

Kreisvertreter: Matthias Hofer, 2301 Mielkendorf über Kiel

Schriftleitung: Gert-Joachim Jürgens, 2120 Lüneburg, Schillerstraße 81 r., an welchen auch Einsendungen für den Rundbrief zu richten sind.

Druck: Henmann Sönksen Druckerei und Verlag, 2320 Plön, Postfach 9

Auflage: z. Z. 4 500 Exemplare